

# Die Nachfrage auf den Prostitutionsmärkten : Männer und ihre Motive

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **52 (1983-1985)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## **C Die Nachfrage auf den Prostitutionsmärkten – Männer und ihre Motive**

### **1. Die bürgerliche Sexualmoral und die Nachfrage nach Prostitution**

#### **1.1. Einleitung**

Die Verdrängung und Verdeckung von Sinnlichkeit, Erotik und Sexualität in der dominanten Gesellschaftskultur des Fin-de-Siècle und die Ausbildung einer bürgerlichen Sexualmoral zeitigten gesellschaftliche Auswirkungen, die den Intentionen der Träger dieser Moral entgegengesetzt waren. Einmal abgesehen von allfälligen pathologischen Auswirkungen bei einzelnen Individuen entwickelten sich aus der bürgerlichen Sexualitätsauffassung Mechanismen, die direkt nachfragesteigernd auf die Prostitution wirken konnten. Mit dem Stichwort «Nachfrage» ist der potentielle Kunde der Prostituierten gemeint.

Welches waren die Motive und Bedürfnisse, aber auch die Wünsche und Erwartungen verschiedener Gruppen von Prostitutionskunden? Erstens drängt es sich auf, den Kundenkreis spezifisch nach verheirateten und ledigen Männern aufzuschlüsseln: da wären einmal die «ganz jungen Männer», die ihr erstes sexuelles Erlebnis suchen, dann die aus wirtschaftlichen Gründen zur Ehe Unfähigen, ferner die von der bürgerlichen Sexualmoral psychisch bedrängten Ehemänner und zuletzt ältere Männer mit eingeschränkten Chancen der Bedürfnisbefriedigung. Diese Aufzählung besagt bereits, dass sich bei den einzelnen Kundenkategorien Faktoren verschiedenster Art überlagern: sozioökonomische und -kulturelle Merkmale ihrer Lebenslage und damit eng verknüpft innerseelische Mechanismen bilden unterschiedliche Motivschichten aus und schaffen unterschiedliche und sich verändernde Bedürfnisse und Erwartungen sexueller Art.

Von der Quellenlage her stellen sich der Beantwortung der oben aufgeworfenen Fragen verschiedene methodische Probleme, denn die männliche Kundschaft entzieht sich der quellenmässigen Erfassung weitestgehend. Der Kunde ist also ein Unbekannter, es gibt keine Datenreihen, welche – ähnlich wie für die Prostituierte – die Rekonstruktion eines Sozialprofils des Kunden ermöglichen. So wurden, zum Beispiel die 1905/06

in Zürich gemachte Enquête über Geschlechtskrankheiten bei Männern nicht ausgewertet, zahlreiche Ärzte lehnten jegliche Mitarbeit ab, zudem liessen sich zahlreiche, besonders begüterte Männer auswärts behandeln, andere standen in Behandlung bei Kurpfuschern und Apotheken<sup>1</sup>.

Bezeichnenderweise wurden im Bericht über die 1913 eröffnete Poliklinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten nur die weiblichen Patienten nach Berufen aufgeschlüsselt, die männlichen hingegen nur summarisch aufgeführt<sup>2</sup>. Einzig in den Akten, welche die Ausweisung ausländischer Prostituerter betreffen, lassen sich einzelne fragmentarische Daten (vereinzelte Angaben von Beruf und Wohnort) über die Kunden finden. Es kann jedoch als Glücksfall bezeichnet werden, dass mit diesen Quellenbeständen einige wenige an Prostituierte gerichtete Briefe und Briefnotizen von Freiern überliefert wurden. Diese sehr persönlichen Dokumente werfen ein Licht auf einzelne Kunden, generell bleiben diese jedoch von Schweigen und Diskretion umgeben. Dies zeigt sich symbolisch in einigen Werken des Malers Degas, wo der Kunde in der Form eines Schattens oder einer kaum skizzierten Silhouette erscheint<sup>3</sup>.

Der Versuch, trotzdem Umriss zu gewinnen, das heisst, die männlichen Akteure, deren zeit- und schichtspezifischen Motive und Bedürfnisse zu beschreiben, läuft auf zwei Ebenen. Erstens ist es gerechtfertigt, aus dem im letzten Kapitel dargestellten Verbürgerlichungs- und Zivilisationsprozess sowie der bürgerlichen Sexualmoral hypothetisch Motive der Prostitutionskunden abzuleiten, denn diese gewähren Erklärungswert für die Nachfrage-seite der Prostitution. Diese Analyse, die im besonderen Masse auch innerseelische Abläufe und Mechanismen in Betracht zu ziehen hat, erlaubt eine Unterscheidung der Motive lediger und verheirateter Männer, erfasst aber deren soziale Schichtzugehörigkeit nur in sehr undifferenzierte Weise. Dieser Aspekt soll im zweiten Teil behandelt werden, und zwar methodisch über den Umweg einer Beschreibung des emotionellen und sexuellen Gehaltes des Prostitutionsverhältnisses bei verschiedenen Angebotsformen der Prostitution, im Vordergrund stehen die traditionelle Bordellprostitution und die moderne «freie» Prostitution im Vergnügungsbetrieb. Ansatzpunkt ist dabei die Hypothese, dass Wechselwirkungen zwischen Angebot und Nachfrage bestehen, das heisst, dass die verschiedenen Formen, in denen das Produkt «käufliche Liebe» angeboten wird, in engem Zusammenhang und in Wechselbeziehung zu den Wünschen und Bedürfnissen der jeweiligen Kundschaft stehen. Der emotionale und sexuelle Gehalt des Prostitutionsverhältnisses sollen dabei ausschliesslich unter dem Blickwinkel der Kunden, ihrer Sehnsüchte und Bedürfnisse, betrachtet werden. Die sich daraus ergebenden Unterschiede im Charakter der Nachfrage ermöglichen eine

Differenzierung der Kundenkreise nach ihrer sozialen und kulturellen Herkunft. Zunächst sollen jedoch die für das Aufsuchen von Prostituierten relevanten Motive, Zwänge und Probleme lediger und verheirateter Männer behandelt werden.

## 1.2. Der ledige Mann als Kunde der Prostituierten

An den Ausgangspunkt der Diskussion sollen grob skizziert diejenigen Folgen und Auswirkungen des «Verbürgerlichungs- und Zivilisationsprozesses» gestellt werden, welche die Rahmenbedingungen für die erotischen und sexuellen Erlebnismöglichkeiten abstecken. Es wurde bereits gesagt, dass der Zivilisationsprozess zu einer Standardisierung und Kanalisierung der Triebe führte, dadurch wurde das lustvolle Erleben der sinnlichen und emotionalen Aspekte des menschlichen Lebens zunehmend tabuisiert. Das menschliche Körperempfinden wurde derart zugerichtet, dass ein Geniessen der Körperlichkeit unmöglich wurde. Lust und Spielerei wurden für den Bereich der Sexualität ausgeschaltet, Erotik wurde zu einer seltenen Spezialität. Die Negativisierung der Körperempfindungen, das Verdrängen der Sinnlichkeit leisteten einer Genitalisierung der Sexualität Vorschub, wodurch Sexualität – unter Ausblendung von Zärtlichkeit und eines den ganzen Körper einbeziehenden Gefühls – zu einer rein genitalen Aktivität wurde. Die Aufklärung der Kinder und Jugendlichen förderte eher die Lustangst als dass sie einschlägiges Wissen vermittelte. Die Hysterie, mit der die grauenhaften Folgen der geschlechtlichen Ausschweifungen geschildert wurde, wirkte in die gleiche Richtung. Die Ausrichtung des Liebes- und Sexualstrebens auf die Fortpflanzung tat ein übriges, die Liebesfähigkeit des Menschen zu verstümmeln.

Eine weitere Gefährdung der menschlichen Liebesfähigkeit ergab sich aber auch aus den gesteigerten Ansprüchen an die menschliche Leistungsfähigkeit im Rahmen der modernen Wirtschaftsordnung. Die Veränderungen der Arbeits- und Wirtschaftsmentalität, deren wichtigste Merkmale Rationalität, Rechenhaftigkeit, Leistungsbewusstsein und Erfolgsstreben, aber auch Vernünftigkeit und Wohlabgemessenheit waren, formten eine spezifische Körper- und Seelenbeschaffenheit des Menschen – zunächst des dem Erwerbsbürgertum angehörenden Mannes –, die der erotischen Erlebnisfähigkeit Grenzen setzte:

*«Man weiss auch, wie dieses Übermass von geschäftlicher Tätigkeit die Körper zermürbt, die Seelen verdorren macht. Alle Lebenswerte sind dem Moloch Arbeit gewidmet, alle Regungen des Geistes und des Herzens dem einen Interesse: dem Geschäft zum Opfer gebracht.»*

*Besonders deutlich tritt diese Zerrüttung des Seelenlebens im modernen Wirtschaftsleben zutage, wo es sich um den Kern des natürlichen Lebens, um die Beziehung zu Frauen handelt. Zu einem intensiven Erfülltsein mit zarten Liebesgefühlen fehlt diesen Männern ebenso die Zeit wie zu einem gelaunten Liebesspiel, und die Fähigkeit zur Liebesleidenschaft besitzen sie nicht. Die beiden Formen, die ihr Liebesleben annimmt, sind entweder völlige Apathie oder der kurze äussere Sinnenrausch.»<sup>4</sup>*

Die generelle Belastung durch diese Hypothek muss bei der Beurteilung der Motive verschiedenster Prostitutionskunden stets im Auge behalten werden.

Beim ledigen Mann kommt der Verdrängung der Sexualität «hinter die Kulissen» des gesellschaftlichen Lebens und in die legitimierte Ehe eine besondere Bedeutung für sein Bedürfnis nach Prostitution zu. Die Verheimlichung auf diesem Gebiet führte zu einer tiefen Verunsicherung und vielfältigen Ängsten gegenüber der eigenen Sexualität<sup>5</sup>. Es wurde bereits angedeutet, dass das Verbot jeder praktischen Sexualität vor der Ehe zu Phantasieerlebnissen führte und dass die «angestaute Geilheit» sich Luft verschaffte durch den Gang zur Prostituierten, dem der Charakter der Initiation zukam und der unter den gegebenen Umständen Einübungsfunktion für die Ehe hatte.

Die Nachfrage nach Prostitution stieg durch die Verbreiterung der Kluft zwischen der biologischen und der gesellschaftlichen Geschlechtsreife, die unter anderem durch die hohen Ansprüche an die Ausbildung verursacht wurde. Das traf die Männer des Mittelstandes am stärksten.

*«Unsere sozialen Verhältnisse haben sich so unnatürlich gestaltet, dass es einer immer grösseren Zahl von Mädchen unmöglich ist, in die Ehe zu treten und dass für die Mehrzahl der Männer des Mittelstandes und der höheren Berufsarten sich die Möglichkeit der Verehelichung immer weiter hinausschiebt, so dass sie gerade in den Jahren, da der Sexualtrieb sich mit furchtbarster Gewalt geltend macht, ihn durch die als einzig gesetzmässig anerkannte eheliche Gemeinschaft nicht befriedigen können.»<sup>6</sup>*

Wegen der Einkommensstaffelung war eine Heirat erst sehr spät möglich, eine freie, aussereheliche Beziehung zu einer Frau des gleichen Standes verbot der bürgerliche Anstand rigoros. «Der sich mit fruchtbarster Gewalt geltend machende Geschlechtstrieb» konnte lästig werden, dies um so mehr als sich der Druck auf die vorehelichen Ausweichmöglichkeiten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verstärkte.

In diesem Zwiespalt fand man einen Kompromiss darin, dass man die Moral darauf beschränkte, den jungen Mann aufzufordern, seine Sexualität in einer unauffälligen Weise zu befriedigen, quasi extra muros der geheiligten Stätte der Familie zu erledigen. Das ganze sexuelle Leben der Jugend sollte

sich unter der moralischen Oberfläche der Gesellschaft abspielen. Ein ausgezeichnetes Bild von der gesellschaftlichen Bedrückung, die Ende des 19. Jahrhunderts auf der Sexualität lag, gibt Stefan Zweig in «Die Welt von Gestern» in seinem unübertroffenen Kapitel «Eros Matutinus»<sup>7</sup>. Er schildert darin, wie seine Generation die Pubertät erlebte:

*«Wir brauchten nicht lange, um zu entdecken, dass alle jene Autoritäten, denen wir bisher Vertrauen geschenkt, dass Schule, Familie und die öffentliche Moral sich merkwürdig unaufrichtig gebärdeten – und sogar mehr noch: Dass sie von uns in diesem Belange Heimlichkeit und Hinterhältigkeit forderten ... Unser Jahrhundert ... empfand die Sexualität als ein anarchisches und darum störendes Element, das sich nicht in ihre Ethik eingliedern liess, und das man nicht am lichten Tage schalten lassen dürfe, weil jede Form der freien, einer ausserehelichen Liebe dem bürgerlichen ‚Anstand‘ widersprach. In diesem Zwiespalt erfand nun jene Zeit ein sonderbares Kompromiss. Sie beschränkte ihre Moral darauf, dem jungen Mann zwar nicht zu verbieten, seine vita sexualis auszuüben, aber sie forderte, dass er diese peinliche Angelegenheit in irgendeiner unauffälligen Weise erledigte. War die Sexualität schon nicht aus der Welt zu schaffen, so sollte sie wenigstens innerhalb ihrer Welt der Sitte nicht sichtbar sein ... Im Wahn, durch Ignorieren zu temperieren, vereinigten sich alle Instanzen zu einem Boykott durch hermetisches Schweigen<sup>8</sup>. ... Diese unehrliche, unpsychologische Moral des Verschweigens und Versteckens war es, die wie ein Alp auf unserer Jugend gelastet hat ... In Wirklichkeit steigerte und verschwülte nichts unsere Neugier dermassen wie jene ungeschickte Technik des Verbergens; und da man dem Natürlichen nicht offen und frei seinen Lauf lassen wollte, schuf sich die Neugier in einer Grossstadt ihre unterirdischen und meist nicht sehr sauberen Abflüsse. In allen Ständen spürte man durch diese Unterdrückung bei der Jugend eine unterirdische Überreizung, die sich in kindischer und hilfloser Art ausdrückte. Kaum fand sich ein Zaun oder ein verschwiegenes Gelass, das nicht mit unanständigen Worten und Zeichnung beschmiert war, kaum ein Schwimmbad, in dem die Holzwände zum Damenbad nicht von sogenannten Astlochguckern durchbohrt waren. Ganze Industrien ... standen in heimlicher Blüte, vor allem die jener Akt- und Nacktphotographien, die in jedem Wirtshaus Hausierer unter dem Tisch den halbwüchsigen Burschen anboten ... Neben dem Hoftheater, das dem Zeitideal mit all seinem Edelsinn und seiner schneeweissen Reinheit zu dienen hatte, gab es Theater und Kabarets, die ausdrücklich der ordinärsten Zote dienten; überall schuf sich das Gebemnte Abwege, Umwege und Auswege ...»*

Welche Möglichkeiten ausser den oben geschilderten Phantasieerlebnissen ergaben sich für einen jungen Mann der bürgerlichen Schicht, in der die frühe Ehe verpönt und eine aussereheliche Beziehung zu einer Frau des gleichen Standes ausgeschlossen war? Stefan Zweig schreibt:

*«Eine Maitresse ‚auszubalten‘ war ein Luxus, den sich nur ganz wenige, besonders reiche junge Leute leisten konnten, denn das hiess, ihr eine Wohnung zu nehmen und für ihren Lebensunterhalt aufkommen. Ebenso erfüllte sich nur einigen besonders Glücklichen das damalige literarische Liebesideal – das einzige, das in Romanen geschildert werden durfte –, das Verhältnis mit einer verheirateten Frau. Die andern halfen sich meist mit Ladenmädchen und Kellnerinnen aus, was wenig innere Befriedigung bot. Denn in jener Zeit vor der Emanzipation der Frau und ihrer tätigen selbständigen Teilnahme am öffentlichen Leben verfügten nur Mädchen aus allerärmster proletarischer Herkunft über einerseits genug Unbedenklichkeit, andererseits genug Freiheit für solche flüchtigen Beziehungen ohne ernste Heiratsabsichten. Schlecht gekleidet, abgemüdet nach einem zwölfstündigen, jämmerlich bezahlten Tagewerk, ungepflegt (ein Badezimmer war zu jenen Zeiten ein Privileg reicher Familien), und in einem engen Lebenskreise aufgewachsen, standen diese armen Wesen so tief unter dem Niveau ihrer Liebhaber, dass diese sich meist selbst scheuten, öffentlich mit ihnen gesehen zu werden. Zwar hatte für diese Peinlichkeit die vorsorgliche Konvention ihre besonderen Massnahmen erfunden, die sogenannten Chambres Séparées, wo man mit einem Mädchen ungesehen zu Abend essen konnte, und alles andere erledigte sich in den kleinen Hotels der dunklen Seitenstrassen, die ausschliesslich auf diesen Betrieb eingerichtet waren . . .*

*Dann gab es allenfalls noch die Möglichkeit einer Beziehung zu Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Künstlerinnen etc. Aber im allgemeinen blieb das Fundament des damaligen erotischen Lebens ausserhalb der Ehe die Prostitution; sie stellte gewissermassen das dunkle Kellergewölbe dar, über dem sich mit makellos blendender Fassade der Prunkbau der bürgerlichen Gesellschaft erhob.»*

Dieses etwas längere Zitat aus Stefan Zweigs eindrücklicher Beschreibung zeigt, dass die bürgerliche Sexualmoral mit ihrer Verdrängung und Verzer- rung der Sexualität gerade die Form von Realität produzierte, die sie zu verhindern suchte, nämlich Prostitution. Diese half dem ledigen Mann, die Kluft zwischen biologischer und gesellschaftlicher Geschlechtsreife zu überbrücken und bot Gelegenheit, sexuelle Erfahrungen zu sammeln. Die Vorstellung vom jungen Mann, der seine Sexualität unproblematisch und lustvoll bei der Prostituierten auslebt, dürfte allerdings täuschen. Jedenfalls deuten die wenigen Briefe junger Männer an Prostituierte daraufhin, dass in dieser Zone des sexuellen Lebens Hemmungen, Verschüchterungen und Spannungen bestanden. Dies mag auch für verheiratete Männer gelten; da jedoch die Briefschreiber ausnahmslos junge, ledige Männer waren, soll diese Problematik hier abgehandelt werden. Vorauszuschicken ist, dass die meisten Briefnotizen Abmachungen für ein Rendez-vous beinhalten, eine kleine Anzahl der Briefe geht aber inhaltlich darüber hinaus. Sie geben Einblick in Wünsche, Sehnsüchte und Erwartungen im sexuellen Bereich. Diese Briefe

wurden uns zugänglich gemacht, weil die betreffenden Prostituierten bei der Polizei denunziert wurden, und zwar «im Namen bekümmelter Mütter» vom Zürcherischen Sittlichkeitsverein<sup>9</sup> und von der Inhaberin einer besseren Herrenpension, «einer ehrbaren und gebildeten Persönlichkeit», die ihre Pensionäre gefährdet sah<sup>10</sup>. So bemüht und unsympathisch solche Moral- und Sittenschnüffelei ist, so profitiere ich doch von den dadurch entstandenen Quellen.

Diese Briefe stellen eine Art Momentaufnahme aus dem Leben einiger weniger Männer dar, trotzdem lassen einzelne Bemerkungen in den Brieftexten auf einen grösseren Lebenszusammenhang schliessen. Es besteht allerdings bei so wenig persönlichen Dokumenten die Gefahr, dass «Zufälliges» und «Untypisches» ein zu grosses Gewicht bekommen. Die nachfolgende Darstellung hat daher illustrativ-exemplarischen Charakter. Zunächst kann man davon ausgehen, dass die über diese Briefe erfassten Beziehungen eigentliche «Verhältnisse» darstellten. Der Unterhalt eines solchen war mit erheblichen finanziellen Kosten verbunden, die Angaben der betreffenden Frauen schwanken zwischen 200 Mark und 300 Franken monatlich<sup>11</sup>.

Solche Aufwendungen leisteten sich der Sohn eines Schirmfabrikanten, ein Kaufmann, Juniorpartner eines Tuch- und Modegeschäftes an der Bahnhofstrasse, sowie ein Instruktionsoffizier, Hauptmann im Generalstab. Letzterer hatte vor wenigen Jahren eine Erbschaft gemacht, war nun knapp dreissig Jahre alt und stand kurz vor der Heirat mit der Tochter eines Obersten<sup>12</sup>.

Das Aufbringen so hoher Geldmittel schien aber oft sehr problematisch gewesen zu sein. Ein gewöhnlicher «voyageur à la commission» konnte sich kein so teures Verhältnis finanzieren:

*«Il est voyageur à la commission pour la maison Kopfmann – Mais, il s'occupait des abonnements aux journaux illustrés, son gain 250 à 300 fr. par mois, en déduisant de cette somme ses frais de voyage, il ne devait pas lui rester suffisamment d'argent pour l'entretien de sa maîtresse.»<sup>13</sup>*

Auch ein finanziell noch vom Elternhaus abhängiger junger Mann geriet in arge Geldnot, er schrieb seiner lieben Betty:

*«. . . ich habe eine schlechte Nachricht von zu Hause erhalten, und bin deshalb sehr, sehr traurig. Denk Dir, dass man mir schreibt, ich solle mit meinem Taschengelde bis zum 15.ten warten, da ich gleichzeitig das Reisegeld erhalte, und das bringt mich zur Verzweiflung. Ich habe mir schon im Voraus so viele Hoffnungen gemacht, habe mich so auf die Nacht gefreut, die wir zusammen verbringen sollten und jetzt muss ich alle meine Pläne aufgeben . . .»<sup>14</sup>*



Solche Finanzschwierigkeiten der Liebhaber veranlassten die betreffenden Frauen, neben dem Hauptverhältnis noch andere geldbringende Beziehungen einzugehen. So erwähnt M. B. drei Liebhaber namentlich (wobei die zwei gleichzeitig betreut, während ein dritter einen anderen ablöst). Zusätzlich traf sie sich mit Offizieren im Corso<sup>15</sup>. Von den betroffenen Frauen her gesehen, hatte ein solches Arrangement auch die Funktion einer gewissen Risikoverteilung, denn Verhältnisse gingen auch wieder auseinander:

*«Sonst hatte ich Verhältnis (!), erst nur mit einem Herrn, als ich dann den verloren habe mit mehreren Herren.»*<sup>16</sup>

Diese Gattung käuflicher Frauen musste, um präsentieren zu können, einen gewissen Aufwand treiben, so finden sich in den Akten der M. v. O. für einen Monat (undatiert, wahrscheinlich November 1907) Hotelrechnungen im Betrag von Fr. 290.–<sup>17</sup>, dazu kamen auch schöne Kleider und passende Accessoires<sup>18</sup>. Es wurde auch nur 1. Klasse abgestiegen und in der Droschke im Corso vorgefahren<sup>19</sup>.

Bei allen aktenkundigen Verhältnissen fällt auf, dass diese Beziehung aus dem Alltagsleben des Mannes klar ausgegrenzt und abgezirkelt sein musste. Dies belegen verschiedene Entschuldigungen für ein nicht eingehaltenes Rendez-vous. Einmal wurden die Männer «in unglücklicher Weise im Geschäft festgehalten», oder dann waren es zwingende gesellschaftliche Verpflichtungen, denen sie Folge zu leisten hatten.

*«Cherie, ins Theater selbst kann ich nicht kommen, da ich meiner Schwester abgesagt habe, mit ihr zu gehen, und es wäre unkorrekt, wenn sie mich doch im Theater sieht.» (Deshalb soll die Adressatin ihn nach Schluss der Vorstellung an der Dampfschiffstation, vis-à-vis vom Theater treffen, d. V.)*<sup>20</sup>

Zwei andere Männer erwähnten in ihren Briefen ihre Teilnahme am akademischen Lesezirkel-Ball beziehungsweise an einer militärischen Versammlung als Grund für das Nichteinhalten eines Rendez-vous<sup>21</sup>. Neben den bereits zitierten Kosten eines solchen Verhältnisses verweisen auch diese Angaben auf den sozialen Kontext der betreffenden Männer.

Bei den Verfassern der drei ausführlichsten Briefe handelt es sich um zwei Studenten – einzelne Indizien wie Abhängigkeit von elterlichen Geldsendungen und Erwähnung des Kollegs deuten darauf hin – und einen jungen Architekten. Ihrer Jugendlichkeit ist vielleicht die in den Briefen zum Ausdruck kommende Sentimentalität und auch eine gewisse Lebensunerfahrenheit zuzuschreiben. Man kann annehmen, dass diese drei Männer eine bürgerliche Sozialisation durchgemacht und damit die bürgerliche Sexualitätsauffassung und das ihr zugehörige Frauenbild internalisiert hatten.

Es besteht kein Zweifel, dass diese jungen Männer in ihr «Verhältnis» verliebt waren, sie wussten zwar, dass es nur eine Liebelei sein konnte, doch scheinen ihre Gefühle echt:

*Meine gute, liebe, schöne Betty.*

...

*Unwillkürlich muss ich an Dich Tag und Nacht denken, Deine süssen Augen erfüllen mir das Herz, ich glaube immer, Du seist in meiner Nähe und ich sehe Dein liebes Bild, sobald ich die Augen schliesse. Aber vielleicht ist das Unrecht, dass wir das thun, indem wir uns lieben? Wir müssen uns doch später trennen, und das wird wohl für beide schwer ... (undatiert)<sup>22</sup>.*

Schon im zweiten Abschnitt des obigen Zitates wird angedeutet, dass diese Beziehung nicht ganz unproblematisch war, mit dem Eingehen dieser Beziehung lud der junge Mann Schuldgefühle auf sich, denn er brach das ihm durch seine Sozialisation auferlegte voreheliche Keuschheitsgebot. Auch wenn die bürgerliche Gesellschaft die Doppelmoral der Männer akzeptierte, so wurde eine aussereheliche Beziehung nur widerwillig und stillschweigend eingeräumt, sie war doch eine verbotene Sache, die sich der junge Mann auf Umwegen und unter Heimlichkeiten erschleichen musste, oft genug um den Preis innerer Spannungen und eines schlechten Gewissens.

Ein zweiter, etwas später (2. Juli 1903) abgefasster Brief bestätigt die Ambivalenz der Gefühle gegenüber Betty. Der Briefsteller wusste, dass seine Partnerin eine Prostituierte war und neben ihm noch andere Männer hatte:

*«Wieviele Lippen mögen wohl schon die Deinigen gestreift haben – und doch glaube ich sind die meinigen nicht allen andern gleich.»<sup>23</sup>*

In diesem zweiten Brief von Hieronimus – so heisst der Verfasser – kommt auch die durch die Erziehung vermittelte Spaltung der Frauen in «gute, reine» und «böse, sinnliche» Frauen zum Ausdruck. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass die Pubertät des Briefschreibers mit dem Höhepunkt der politisch erfolgreichen Sittlichkeitsbewegung zusammenfiel, und er damit auch explizit mit dem Bild der Prostituierten als der verworfenen, erotisch verschlingenden Frau konfrontiert worden war. Eine solche Frau rührte an das psychische Sicherheitssystem des Mannes, denn sie ist der Inbegriff der erotisch bedrohlichen Weiblichkeit. Deshalb weckte die Beziehung zu Betty auch zwiespältige Gefühle und Triebe. Einerseits versprach er sich von ihr Erotik, «ich glaube, dass Dein kleines Mündchen sich nach meinen heissen Küssen sehnt so wie der meinige». Andererseits löste Bettys erotische Ausstrahlung in ihm Lust und Angst zugleich aus. Diesen Schluss legt zumindest seine einleitende, beschwörende Frage nahe:

*«Betty ist das von Dir wirklich eine Liebe oder nur eine vorübergehende Leidenschaft – kannst Du mich so ideal lieben wie ich Dich».*<sup>24</sup>

Die ideale Liebe meint wohl Seligkeit, Zärtlichkeit, Geborgenheit, ein Liebesideal, dessen Erfüllung die Ehe mit der «reinen» Frau verspricht, bei dem aber Sexualität zunächst ausgeblendet bleibt.

Auch der zweite Briefschreiber, ebenfalls ein Student, beschwor die befriedete, ideale Seite seines Verhältnisses, wobei aus seinem Brief eine idealisierende Überhöhung der betreffenden Frau/Prostituierten spricht, was aber ebenfalls einer Entsinnlichung der Frau gleichkommt<sup>25</sup>.

Interessanterweise wird auch in dem vom jungen Architekten verfassten Brief dieses Bild der idealen Liebe gezeichnet, und dies noch ausschliesslicher, er suchte «ein aufrichtiges ideales Verhältnis» und forderte von M. nicht nur «innigste Liebe, sondern auch Treue», was er seinerseits ebenfalls zu halten versprach<sup>26</sup>. Von dieser reinen Liebe wurde die Sexualität, die körperliche Liebe abgespalten, denn diese wirkte bedrohend und flösste Angst ein. Dies drückt sich mit eindrücklicher Klarheit in Hieronimus' Brief aus:

*«Es ist nicht nur die Leidenschaft, die das Blut in mir so lebhaft macht, es ist Liebe. Obgleich mir fast die Sinne vergehen in Berührung mit der süssen schneeweissen Liebe meiner Betty, so wundert es mich nicht, wenn ich nach gestillter Wollust Dir offen in die Augen zu schauen wage, denn ich fühle, dass es eben nicht nur tierische Leidenschaft war, sondern dass Liebe und Seligkeit uns beide aneinander hält.»*<sup>27</sup>

In diesem Abschnitt lassen sich zwei Bilder festmachen, einmal die gefährlich, bedrohende Leidenschaft – das Adjektiv «tierisch» besetzt die damit verbundenen negativen Konnotationen –, die ihm beinahe «die Sinne vergehen» lässt und zum zweiten die «schneeweisse Liebe», welche eigentlich nur der guten, reinen Frau zu gelten hat. Man hat den Eindruck, dass die Beschwörung dieser reinen Liebe dazu dient, das Bedrohliche, das Betty in sich trägt, zu verdrängen. Sie vermag seine Wollust zu stillen, was wohl bedeutet, dass er sexuell sehr befriedigt wird, ohne dass sie sein Inneres überrollt. Dieser Briefausschnitt zeigt, dass das Liebesleben dieses Mannes in eine tierische Liebe und eine himmlische Liebe gespalten ist, ein Sachverhalt, der wie im nächsten Kapitel zu zeigen sein wird, für das Verhältnis des verheirateten Mannes zu Prostituierten eine bedeutsame Rolle spielt.

Am Schluss dieses Kapitels soll noch auf den letzten Satz in Hieronimus' Brief hingewiesen werden. Es scheint ihm gelungen zu sein, seine Sinnlichkeit zu äussern, und er verspricht:

*«Wir wollen geniessen aus vollen Kräften, ich werde mich und meine Gesundheit nicht sparen. Du sollst mit mir zufrieden sein.»<sup>28</sup>*

Die Problematik der Beziehung zu Betty lässt ihn nicht los, noch einmal tönt hier Beklemmung an, denn Hieronimus fürchtete um seine Gesundheit. Damit könnte einmal ganz real die Gefahr einer Infektion mit einer Geschlechtskrankheit angetönt werden, andererseits könnte aber auch die Vorstellung anklingen, dass eine starke sexuelle Verausgabung zu Schwächung und Krankheit führt. Das zeitgenössische Bild der männlichen Sexualität war eng mit der Vorstellung von «Knappheit» verbunden, das heisst es wurde angenommen, dass dem Manne eine bestimmte Menge Samen (Energie) zur Verfügung stehe, mit der er sparsam umzugehen habe. Eine Verschwendung von Samen beziehungsweise Energie infolge sexueller Exzesse könne – so die Drohung – zu schwerwiegenden Schwächen, Debilität und Krankheiten führen<sup>29</sup>.

Die Beziehungen zu Prostituierten waren also für Männer nicht unproblematisch, Angst und Gedrücktheit, Schuldgefühle und Hemmungen belasteten diesen Bereich des sexuellen Lebens. Dies hängt wohl damit zusammen, dass das Verhältnis der Männer zu ihrer eigenen Sexualität nicht unbelastet war. Einzelne Passagen aus den Briefen legen denn auch die Annahme nahe, dass die betreffenden Männer unter sexuellen Frustrationen litten, die nicht durch eine genitale Eskapade mit einer Prostituierten zu lösen waren.

### **1.3. Der verheiratete Mann als Kunde der Prostituierten**

Die spezifische Zurichtung der Sexualität durch den Zivilisationsprozess führte zu einer Entfremdung der Männer (und auch der Frauen) von ihrer Körperlichkeit und ihrer Sexualität. Die bürgerliche Welt stellte die widersprüchlichsten Anforderungen an die Männer, einerseits Aggressivität und Durchsetzungsvermögen, andererseits Triebunterdrückung, Enthaltensamkeit und Selbstbeherrschung. Dies schien die vielfältigsten Ängste ausgelöst zu haben, im sexuellen Bereich vor allem Angst vor Impotenz, Schwäche, Ejakulatio praecox oder ganz generell Angst vor der Ehe. Die medizinisch-psychiatrische Literatur zu diesen Männerproblemen füllt Bibliotheken; die verdrängte, misshandelte Sexualität rächte sich<sup>30</sup>.

Kontrastiert man das Bild von der Zurichtung der Sexualität mit den Vorstellungen des bürgerlichen Liebes- und Eheideals, so springt sofort eine starke Diskrepanz ins Auge. In der unlösbaren, dauernden, auf Liebe und nicht auf Status gegründete Ehe, sollten beide Partner das volle Liebes- und Lebensglück erlangen, was auch eine bleibende sexuelle Befriedigung einschloss.

Die partielle Sexualisierung der Frau gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Funktion, dazu beizutragen, dass beide Partner die eheliche Sexualität befriedigend erlebten. Das folgende Quellenzitat beschreibt dieses Ideal:

*«Wahre Liebe und Ehe verlangt, dass sich die beiden Geister und die beiden Herzen und dann noch die beiden Körper lieben und für immer und ewig, dann erst ist die beglückende Einheit da.»<sup>31</sup>*

Um das skizzierte Liebes- und Eheideal zu erreichen, müssten Mann und Frau über eine grosse Liebesfähigkeit verfügen und emotionelle und sexuelle Liebe miteinander verbinden können. Gerade diese Liebesfähigkeit konnte sich im herrschenden affektiven Klima der Gesellschaft, welches Körperempfindungen und Emotionen negativisierte, schlecht entwickeln. Die Verdrängung der Sinnlichkeit hatte im Gegenteil zu einer gewissen Gefühlsarmut geführt. Die Reihenfolge Geist-Herz-Körper im obigen Zitat verdeutlicht das Vorherrschen der rationalistischen Vernunft.

Die Verdichtung der Gefühle und das Zurückstellen der Sexualität im Schosse der bürgerlichen Familie machten aus der Erotik eine Spezialität. Gemäss der ehelichen Sexualhygiene war die anständige und ehrenwerte Ehe «kein Tummelplatz der Sinnlichkeiten».<sup>32</sup> Eine, die Atmosphäre im ehelichen Schlafzimmer treffende Schilderung findet sich im anonym erschienenen pornographischen Roman «Bekenntnisse eines Schriftstellers», wo sich eine Beamteggattin (im Roman pikanterweise aus Zürich) über ihren Gatten mokiert. Als Rechtfertigung für ihren Seitensprung erzählt sie ihrem Geliebten:

*«Er kommt alle Samstage zu mir und sagt, das wäre genug. Weisst, wie das bei uns am Samstag ist? Glaubst du, mein Mann hätte mich einmal nackt gesehen? ... Am Samstag gehen wir ins Theater und danach in ein Restaurant. Mein Mann trinkt eine halbe Flasche Rotwein, sein Gesicht wird immer ernster, ab und zu drückt er die Knie zusammen. ... Nach einer halben Stunde sagt er: ‚Also!‘ sonst nichts. Und wir gehen ... Wenn wir im Bett liegen, im dunklen Zimmer, sagt er wieder ‚Also!‘ ... Dann: Tuck, tuck, tuck! Schon ist er fertig und kriecht, ohne mir nur einen Kuss zu geben, in sein Bett zurück. Regelmässig sagt er: ‚Das Präservativ ist nicht zerrissen, aber es ist doch besser, wenn du irrigierst. Gute Nacht!‘.»<sup>33</sup>*

Auch die gynäkologische Literatur vermittelt den Eindruck einer grossen Monotonie des Ehelebens und der Kürze des Aktes. Die Schwierigkeiten, in der Ehe ein beglückendes Sexualleben zu erreichen, waren gross. Verschiedene Erklärungsmuster deuteten die Ursachen dieser Schwierigkeiten: Gängig war im 19. Jahrhundert die – auch aus Rechtfertigungsgründen herbeigezogene – Vorstellung, dass die ehelichen Probleme aus der Unstim-

migkeit zwischen männlicher Triebstärke und weiblicher Leidenschaftslosigkeit, die aus der Naturgegebenheit der Geschlechter hergeleitet wurden, resultierten.

Tiefer greift unter Berücksichtigung innerseelischer Mechanismen die psychoanalytische Theorie. In seinen frühesten Schriften beschrieb Freud die subjektiv beim Individuum hervorgebrachten Auswirkungen der Sexualitätsauffassung im Bürgertum des 19. Jahrhunderts:

*«... wir können uns der Einsicht nicht verschliessen, dass das Liebesverhalten des Mannes in unserer heutigen Kulturwelt überhaupt der Typus der psychischen Impotenz an sich trägt. Die zärtliche und die sinnliche Strömung sind bei den wenigsten unter den Gebildeten gehörig miteinander verschmolzen; fast immer fühlt sich der Mann in seiner sexuellen Betätigung durch den Respekt vor dem Weibe beengt und entwickelt seine volle Potenz erst, wenn er ein erniedrigtes Sexualobjekt vor sich hat, was wiederum durch den Umstand mitbegründet ist, dass in seine Sexualziele perverse Komponenten eingehen, die er am geachteten Weib zu befriedigen sich nicht getraut.»<sup>34</sup>*

Die in der bürgerlichen Erziehung vermittelte Assoziation von sexueller Lust und Schmutz, wie sie in der nachfolgend zitierten Ermahnung zur jungmännlichen Keuschheit zum Ausdruck kommt,

*«Meint (angesprochen sind die jungen Männer, d. V.) nicht, es sei schon witzig, anzudeuten, dass euch der Geschlechtstrieb in seiner Lust bekannt sei. Das ist ja Kot! Das heisst ja sich freuen, Tier zu sein.»<sup>35</sup>*

tat das ihrige, um Spannungen und Konflikte zu schaffen, die dazu führen konnten, dass Sensualität und höhere Liebe getrennte Wege gingen.

Mit der Erziehung hatte der junge Mann ferner eine verhängnisvolle Spaltung der Frauenwelt erworben<sup>36</sup>: Von der hohen Liebe zur bewunderten Frau der eigenen Kreise – im Bild des «reinen Engels» kodiert – aus der jegliche Sinnlichkeit ausgeschlossen war, trennte er die Befriedigung seiner sexuellen Bedürfnisse ab. Diese ordnete er Frauen zu, die er gering schätzte und befriedigte sie als Ventilköitus bei der Voll- oder Halbprostituierten. Die seelisch robustere Mehrheit der Herren der Schöpfung war gewöhnlich durchaus zu einem ehelichen Köitus imstande, obgleich viele die pikanteren sexuellen Vergnügen ausser Haus suchten<sup>37</sup>. Dabei half ihnen als Rechtfertigung der Glaube, dass ihre Gattin als anständige Frau von Natur frigide sei und doch eher geneigt, die ehelichen Pflichten zu erdulden als zu geniessen.

Innerseelisch erklärt sich der Gang zur Prostituierten aus dem Zwang zur Aufspaltung des Eros:

*«Wo sie (die Männer, d. V.) lieben, begehren sie nicht, wo sie begehren, können sie nicht lieben.»<sup>38</sup>*

Der Mann suchte nach Objekten, die er nicht zu lieben brauchte: die Prostituierte, die aus einer sozial niedrigen Schicht stammte, entsprach diesem Bedürfnis «nach dem Weibe, das (von einer Klassenideologie betrachtet, d. V.) ethisch minderwertig ist, dem er ästhetische Bedenken nicht zuzutrauen braucht, das ihn nicht in seinen anderen Lebenszusammenhängen kennt und beurteilen kann»<sup>39</sup>.

Dort, wo diese Erniedrigung erfüllt war, konnte sich die Sinnlichkeit frei äussern, zwar nicht völlig unproblematisch, wie das letzte Kapitel gezeigt hat. In der aufgrund der klinischen Praxis des Analytikers Wilhelm Stekel entstandenen Darstellung «Die Impotenz des Mannes. Die psychischen Störungen der männlichen Sexualfunktion» finden sich Dutzende von Fallbeispielen aus dem Kreis seiner Patienten, welche zeigen, wie die Spaltung von Sinnlichkeit und Zärtlichkeit den Gang zur Prostituierten begründete<sup>40</sup>.

Wie sah nun die Situation für die Frau aus? Die Diskrepanz zwischen dem hochstilisierten Liebesideal und der mit der Aura der Peinlichkeit umgebenen Sphäre der Geschlechtlichkeit setzte nicht nur den Mann, sondern auch die Frau Anforderungen aus, die teils widersprüchlich, teils unvereinbar waren und zu einer Spaltung von Sexualität und Liebe führten. Die Frauen standen unter ähnlichen Nachwirkungen der Erziehung und überdies unter der Rückwirkung des Verhaltens der Männer.

Die verdrängende, repressive Sexualerziehung, welche die bürgerliche Tochter in stärkerem Masse als den Sohn traf, behinderte die Umsetzung romantischer Vorstellungen in eheliche Liebe, denn nach einer langen Phase, in der die bürgerliche Tochter künstlich vom Sexuellen ferngehalten worden war und gelernt hatte, Gefühle von Körperlichkeit zu verdrängen, konnte ein harmonisches, glückliches Liebesleben sich nicht spontan einstellen oder vom «Mann geweckt werden», wie das in den Ehebüchern hiess. In diesem Bereich des Ehelebens wurde die Frau mit Aufgaben konfrontiert, auf die sie nicht vorbereitet war und in dem Mann und Frau mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen aufeinander trafen. Die lange Abhaltung von der Sexualität und das Verweilen der Sinnlichkeit in der Phantasie hatte für die Frau Folgen: sie konnte oft die Verknüpfung der sinnlichen Betätigung mit dem Verbot nicht mehr auflösen und erwies sich als «psychisch impotent», wenn ihr sexuelle Betätigung endlich gestattet wurde<sup>41</sup>.

Der Erfolg der Erziehung war, dass die junge Frau ihrer Gefühle unsicher in die Ehe ging: sie hatte ein Ideal verinnerlicht, in dem Sexualität keinen Platz hatte, dies machte es für sie schwierig, Sexualität in die Beziehung zu integrieren<sup>42</sup>. Es liegt auf der Hand, dass die Voraussetzungen für ein

befriedigendes sexuelles Eheleben dadurch für die Frau und auch für den Mann denkbar ungünstig waren:

*«Infolge der künstlichen Verzögerung der Liebesfunktionen bereitete sie dem Mann, der all sein Begehren für sie aufgespart hat, nur Enttäuschungen.»<sup>43</sup>*

Andererseits musste es für den jungen Mann, der trotz gesellschaftlicher Verbote, Prostituierte aufgesucht hatte, schwierig gewesen sein, seine Erlebnisse mit dem Bild, das er sich von der «reinen Frau» machte, auszusöhnen, was von seiner Seite her das Eheleben belastete. Auch für ihn war Sexualität etwas Niedriges, nach seinem Empfinden wurde er zum Zerstörer der Reinheit seiner Frau, denn er mutete ihr zu, sich mit ihm auf eine Art einzulassen, die er sonst mit «niedrigen» Frauen verband<sup>44</sup>.

Die Verbreiterung der Kluft zwischen der biologischen und der gesellschaftlichen Geschlechtsreife beeinflusste die Beziehung zwischen Mann und Frau ausserhalb, vor und in der Ehe tiefgehend. Die bürgerliche Frau, die das Verbot der Sexualbetätigung in dieser Wartezeit nicht überschritt, erwarb in dieser Phase die innige, oft unauslösbare Verknüpfung von Verbot und Sexualität, während der Mann, dem die herrschende Doppelmoral die Durchbrechung des Verbotes ermöglichte, dies unter der Bedingung der Erniedrigung des Liebesobjektes tat und diese Bedingung mit in die Ehe nahm<sup>45</sup>. Beide Partner waren unfähig, Sexualität in die Beziehung einzubeziehen, nach dem terminus technicus der Zeit waren sie «psychisch impotent».

Die oben geschilderte Problemlage wurde durch den Zwang, in der Ehe eine «präventive Haltung» einzunehmen zusätzlich verschärft, denn sowohl rational als auch emotional war es unmöglich geworden, ohne weiteres die Folgen einer uneingeschränkten ehelichen Fruchtbarkeit zu akzeptieren. Eine ökonomisch-rationale Zukunftsorientierung veranlasste zunächst wohlhabende, liberal denkende und verzögert dann immer breitere Schichten, den Geschlechtsakt so auszuführen, dass unerwünschte Folgen, das heisst unbeabsichtigte Schwangerschaften, ausblieben. Dies beeinflusste die eheliche Sexualität nachhaltig.

*«Infolge dieser Rücksicht gibt es befriedigenden Sexualverkehr in der Ehe nur durch einige Jahre, natürlich noch mit Abzug der zur Schonung der Frau aus hygienischen Gründen erforderten Zeiten. Nach diesen drei, vier oder fünf Jahren versagt die Ehe, insofern sie die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse versprochen hat; denn alle Mittel, die sich bisher zur Verhütung der Konzeption ergeben haben, verkümmern den sexuellen Genuss, stören die feinere Empfindlichkeit beider Teile oder wirken selbst direkt krankmachend.»<sup>46</sup>*

Der eheliche Zustand, auf den der Sexualitätstrieb in der Adoleszenz von der elterlichen Autorität vertröstet worden war, vermochte die gemachten



Versprechungen nicht einzulösen. Nachdem die zwei oder drei gewünschten Kinder geboren waren, verstärkten sich die Probleme, mit der Angst vor den Folgen des Geschlechtsverkehrs verschlechterte sich das eheliche Sexualleben, wie das Beispiel aus einer 1911 bis 1913 bei Arbeiterfrauen durchgeführten Umfrage des Berliner Arztes Max Marcuse zeigt:

*«In der Zukunft sind Kinder nicht mehr erwünscht, folglich immer Koitus interruptus oder Schwämmchen, oder man macht eben nichts mehr miteinander.»<sup>47</sup>*

Die von den bürgerlichen Frauenorganisationen propagierte «natürliche Geburtenkontrolle», die als Mittel periodische Enthaltbarkeit, Keuschheit, selbst Frigidität vorsahen, beruhten letztlich auf einer Entsexualisierung der ehelichen Beziehung<sup>48</sup>.

Beide Ehepartner wurden wieder in den früheren Zustand vor der Ehe versetzt. Die bürgerlichen Frauen wiesen im Namen der offiziellen Sexualmoral die nächtlichen Annäherungsversuche ihrer Gatten zurück. Die Verknappung des sexuellen Angebotes in der Ehe führte dazu, dass sich der Mann wieder ausserhalb des Hauses schadlos hielt und seiner Wege ging<sup>49</sup>.

Noch ein letztes: Neben den oben ausgeführten prostitutionsfördernden Mechanismen, wirkten auch handfeste, ökonomische Gründe nachfragesteigernd auf die Prostitution, nämlich die wirtschaftlich motivierten Ehen, die trotz der Forderung, die Partnerwahl sei auf persönliche Zuneigung zu gründen, häufig waren.

*«Praktisch werden ungeheuer viele sexuelle Verbindungen respektive Ehen ohne eine Spur von Liebe, auf Grund reiner Spekulation oder Konvenienz inszeniert. Man rechnet hier darauf, dass die normale Libido sexualis, verbunden mit der Gewohnheit, die Ehe kitten und dauernd machen wird. Der Erfolg ist unterschiedlich, gelingt aber in der Form einer allmählichen Duldung und Anpassung meist mehr oder weniger gut, je nach den unangenehmen Entdeckungen, die in der Ehe gemacht werden.»<sup>50</sup>*

Die Gründung der Ehe auf Besitz und Status konnte sie aber in bezug auf die sexuelle Beziehung steril machen und den Mann für die Prostitution disponieren.

## **2. Der emotionelle und sexuelle Gehalt des Prostitutionsverhältnisses**

### **2.1. Einleitung**

In der Belle Epoque wurde Prostitution in den verschiedensten Formen angeboten: Bordelle, «freie» Prostitution in der Form von billigem Strassenstrich, daneben gab es einen Prostitutionsmarkt, der ins städtische Vergnü-

gungsangebot integriert war. Bei allen diesen Formen bestand eine Auffächerung entsprechend der finanziellen Kaufkraft oder Investitionslust der verschiedenen Kundenkreise. Daneben muss es auch in Zürich Ende des letzten Jahrhunderts «Mâtresses» und halböffentliche Frauen gegeben haben, welche von reichen Männern ausgehalten wurden. Diese Kategorie blieb von der Polizei unbehelligt und ist daher in den zur Verfügung stehenden Akten nicht aufspürbar<sup>1</sup>.

Dieses Nebeneinander verschiedener Formen der Prostitution ist unterschiedlich zu gewichten, man kann davon ausgehen, dass die eigenunternehmerisch auftretende «freie» Prostitution zunehmend grössere Marktanteile hatte, während die Zahl der Bordelle zwischen 1882 und 1890 von 23 auf 18 abnahm. 1897 wurde dann mit der Annahme der Sittlichkeitsinitiative der traditionellen Bordellprostitution der Garaus gemacht. Diese Initiative hatte zwar auf der Verdrängung der Prostitution generell hingezielt<sup>2</sup>, getroffen wurden aber nur die geduldeten Bordelle, die man per Dekret schliessen konnte, während ein generelles Verbot der Prostitution über gesetzgebende Massnahmen nicht durchzusetzen war (ist). Wie bereits dargestellt, wurde in diesem Zeitabschnitt die Prostituierte marginalisiert, ferner fand eine Professionalisierung statt.

Diese oben skizzierten Veränderungen, vor allem die Verschiebung vom Bordell zur freien Prostitution dürfen nicht allein als Reaktion auf die Aktivitäten des Zürcherischen Sittlichkeitsvereines verstanden werden. Das Misslingen der Einschliessung der Prostituierten in geschlossene Bordelle, das Ansteigen der heimlichen Prostitution und die Entwicklung eines Prostitutionsmarktes im Vergnügungsbetrieb der Varietés und des Tingeltangels waren auch Ausdruck einer veränderten Nachfrage nach Prostitution. Es ist Absicht dieses Kapitels darzustellen, inwieweit die Veränderungen auf der Angebotsebene eine Reaktion auf die sich verändernde Nachfrage darstellten und in welcher Richtung sich die Nachfrage modifiziert hat. Da der Wandel der Formen, in denen Prostitution angeboten wurde, in engem Zusammenhang und in Wechselwirkung mit den Wünschen und/oder Bedürfnissen der jeweiligen Kundschaft steht, hoffe ich, über eine Interpretation des sich verändernden Angebotes dem Kundenkreis auf die Spur zu kommen. Dieser methodische Umweg muss gewählt werden, weil die männliche Kundschaft quellenmässig kaum fassbar ist. Der Versuch, über die Erfassung unterschiedlicher Inhalte des Prostitutionsverhältnisses Verweise auf die Kundschaft zu finden, muss über weite Strecken hypothetisch bleiben. Dies gilt in besonderem Masse für eine historische Beschreibung von Wünschen und Erwartungen von Männern, die eine Prostituierte aufsuchen. Es liegt auf der Hand, dass die Motive der Männer vielschichtig

sind, es kann hier nicht um eine individualpsychologische Auflistung von Gründen gehen – dafür lägen auch keine Quellen vor – sondern es geht um eine Beschreibung der erotisch-sinnlichen Aktionsfelder<sup>3</sup>, welche die verschiedenen Formen der Prostitution dem Kunden boten. Ferner muss der Frage nachgegangen werden, ob sich dieses erotisch-sinnliche Klima der Prostitution im behandelten Zeitraum veränderte.

Diese Fragestellung ist sowohl von der Quellenlage her, aber auch methodisch schwierig zu bewältigen. Einmal offenbart sich echte persönliche und emotionale Intimität selten in historischen Quellen<sup>4</sup>, dies gilt ganz besonders für sinnlich-erotische Erfahrungen, die zudem ein starkes subjektives Element beinhalten.

Als alternative Quelle wäre die Analyse von literarisch verarbeiteten sinnlich-erotischen Erlebnissen denkbar. Romanfiguren sind sensibler als gewöhnlich sterbliche Zeitgenossen, und ihr Autor findet Worte für ihre Empfindungen. Der Gang in die Literatur wäre der Besuch eines Laboratoriums, in dem feinste Instrumente Dinge aufzeichnen, die im «normalen» Alltag nicht notiert werden. Körpererleben, erotische und sexuelle Erlebnisse, Gefühle wurden in literarischen Werken gefasst. Obwohl ich glaube, dass diese Methode sehr fruchtbar sein könnte, schliesse ich sie aus, da gerade auch die theoretisch-methodischen Erfordernisse einer solchen Untersuchung den Rahmen dieser Arbeit sprengen würden.

Für den Untersuchungsraum Zürich und dasselbe gilt für die übrige Schweiz liegen (noch) keine persönlichen Berichte von erotischen und sexuellen Erlebnissen, weder Tagebücher noch Autobiographien vor, dasselbe gilt für Reiseberichte aus dem Zürcher Nachtleben. Für letztere war Zürich doch zu sehr Provinz, nicht zu vergleichen mit Paris und London, deren Nachtleben zur Beschreibung verlockte. Die Quellenproblematik wird für Zürich zusätzlich verschärft, da sich eine Reglementierung der Prostitution – eine Ausnahme ist die kurze Phase der geduldeten Bordelle – nicht durchsetzte und deshalb Akten von Behördenseite, die wenigstens indirekt über die Nachfrage Auskunft geben könnten, fehlen. Aus diesen Gründen habe ich für einzelne Aspekte Quellen aus Deutschland herbeigezogen, in der Annahme, dass eine vergleichbare Entwicklung auch in Zürich stattfand. Es muss hier aber eingeräumt werden, dass der Fund von Tagebüchern oder Briefen ein neues Licht auf den Gegenstand werfen kann.

Sehr viel verdankt dieses Kapitel der grundlegenden Studie von Alain Corbin «Les Filles de Noces». Corbin untersuchte aufgrund eines immensen Quellenmaterials den emotionalen und sexuellen Gehalt der verschiedenen Formen der Prostitution unter dem Blickwinkel der Bedürfnisse und Wünsche der Kunden. Dabei vertritt er die These, dass die Gestaltung des

Produkts «käuflische Liebe» sehr differenziert war, und eine Nachfrage befriedigte, die von der einfachen sexuellen Leistung bis zum Verlangen nach zusätzlicher emotionaler Zuwendung oder erotischen Raffinessen reichte. Seine These läuft dahin, dass die Prostitution zunehmend neben physischen auch psychische Bedürfnisse befriedigen musste, wobei Corbin sehr nuanciert diesen Trend mit der Schichtzugehörigkeit der männlichen Akteure in Verbindung setzt. Es wäre nun interessant zu wissen, ob in unserem Untersuchungsraum eine ähnliche Entwicklung festzustellen ist. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Untersuchungsgebiete zwei verschiedenen Kulturräumen angehören und Frankreich, ganz speziell Paris, im Ruf steht, eine ganz spezielle erotische Ausstrahlung zu haben. Trotzdem sollen Corbins Ergebnisse im folgenden berücksichtigt werden, sie dienen als Hintergrund, vor dem ich meine bruchstückhaften Quellen einordnen kann.

## 2.2. Das Bordell – eine genitale Episode

Der Erfolg der zürcherischen Sittlichkeitsbewegung führte 1897 zur Schliessung der Bordelle, dies geschah ebenso in einigen deutschen Grossstädten, so in Hannover 1866, in Frankfurt a.M. 1867, in Dortmund 1873, Köln 1880, Leipzig 1889. In Frankreich, wo sich die abolitionistische Bewegung nicht durchzusetzen vermochte, lässt sich aber ebenfalls ein Rückgang der Bordelle feststellen, in den meisten grösseren Städten setzte dieser nach 1856 ein, verstärkte sich zwischen 1877/78 und 1885<sup>5</sup>.

Corbin führt verschiedene Gründe für diese Entwicklung an: Die Sanierung der Altstadtquartiere führte zum Abbruch von Bordellen<sup>6</sup>, ferner sprachen steigende Betriebskosten gegen die Bordelle, ebenso Rekrutierungsprobleme. Unter dem Einfluss der Kampagnien gegen den Mädchenhandel wurde es schwierig, Insassinnen zu rekrutieren, diese wollten sich ihrerseits nicht mehr der Ausbeutung durch die Bordellinhaberinnen aussetzen<sup>7</sup>.

Den tieferen Grund für den Rückgang der Bordelle sieht Corbin in der Veränderung der Nachfrage nach Sexualität. «Das Bordell geht nieder, weil es einen grossen Teil seiner Kundschaft verliert<sup>8</sup>.»

Corbin nennt das geschlossene Bordell ein «égout séminal», dessen Angebot die Kundschaft nicht mehr zu befriedigen vermochte, ja sogar Widerwillen weckte. Er erklärt diesen Sachverhalt mit veränderten Kundenwünschen, die Richtung erhöhter Sensibilität und Verführung gingen<sup>9</sup>.

Einige Bordellhalter passten sich diesen Veränderungen an, indem sie ihre geschlossenen Etablissements in sogenannte «Maison de passe» und «Maison de rendez-vous» verwandelten. Dabei handelte es sich um typisch

französische Institutionen, die keine Nachahmung in andern Ländern fanden. Die Mädchen lebten hier eher wie Pensionärinnen, und für die Bordellhalterinnen vereinfachte sich das Geschäft. Sie kassierten nur noch die Zimmermiete und brauchten sich nicht mehr um die Kleidung der Mädchen und um die ärztlichen Kontrollen zu kümmern. Zum Teil offerierten diese Häuser ganz spezielle Dienstleistungen, indem sie zum Beispiel ihre Insassinnen für «bals naturalistes» ausliehen<sup>10</sup>.

Die oben beschriebene Krise der Bordelle betraf nicht die Luxusbordelle der Grossstädte, gemeint sind damit die Etablissements, in denen die Bedürfnisse einer reichen Schicht von Aristokraten und Bürgern befriedigt wurden. Es handelte sich um «Tempel der Perversionen», welche dazu bestimmt waren, eine aristokratische und grossbürgerliche Nachfrage, die sich zu einem grossen Teil aus Ausländern zusammensetzte und die nach raffinierter Erotik dürstete, zu befriedigen<sup>11</sup>.

Diese Bordelle zeichneten sich durch besondere Ausstattung aus; so schildert Corbins Gewährsmann einige dieser Etablissements: «Un rocher suisse, avec une grotte merveilleuse et un escalier rustique, est l'une des curiosités et l'un des mystères de la maison (située rue Chabanais). L'escalier d'honneur est monumental. Partout des tapis moelleux, très épais, dans toutes les chambres; partout des tentures; partout l'électricité éblouissante, et partout des parfums dans ce temple de l'amour, dont les prêtresses sont nues.»<sup>12</sup> Andere Bordelle stellen Szenen aus einem orientalischen Paradies, Salons Louis XV oder die Grotten von Calypso dar.

Das gleiche Raffinement fand sich bei den Ausrüstungsgegenständen, welche dazu bestimmt waren, das was man heute Perversionen nennt, zu befriedigen. Verbessert wurden gerade auch die Möglichkeiten für Voyeurismus, ferner verfügten sie über Aphrodisiatika und Alben mit obszönen Photographien<sup>13</sup>.

Solches Raffinement wie in Paris gab es in Zürich nicht, hier zeigte sich 1890 folgendes Bild: Der Sanitätsrat zählte 69 Bordellmädchen, die sich auf fünf Drittklass-, sieben mittlere und sechs sogenannte Erstklassbordelle verteilten und die im Schnitt täglich fünf Herren bedienten. Die beste Klasse der Bordelle zeichnete sich durch eine grössere Zahl von Bordellmädchen aus, ferner waren sie mit «mehr oder weniger Luxus» – was sich wohl auf die Möblierung bezieht – ausgestattet.

Welches waren nun die sinnlich-erotischen Aktionsfelder, welche diese doch eher bescheidenen Bordelle der Kundschaft boten? Da mir für Zürich keine persönlichen Berichte oder auch literarischen Darstellungen zur Verfügung standen, soll hier ein «Augenzeuge» aus Deutschland zitiert werden, der dank der «Unbefangenheit und Unvoreingenommenheit seiner

Studienjahre aus persönlicher Anschauung und Erfahrung» eine Sammlung von Bordellfolklore vorlegt. Seine Beschreibung bezieht sich auf Halle a. S.

*«Treten wir in Nr. 6 ein . . . die Türschliesserin lässt uns ein und weist uns in den im Parterre gelegenen Empfangssalon. . . Im Salon werden nun die vorbereitenden Schritte unternommen. Die Dirnen geben sich alle Mühe, die Begierden der Besucher, die ja oft nur aus Neugierde gekommen sind, zu erregen. Auf dem Diwan schmiegen sie sich an den Besucher an und greifen nötigenfalls an seinen Geschlechtsteil. Endlich hat ein Mädchen ihren Zweck erreicht: du gehst mit ihr nach ‚oben‘. Eine knarrende Treppe hinauf. In ein Schlafzimmer, das ebenfalls mit mittlerem Luxus eingerichtet ist. Hier sind die Bilder an den Wänden bereits obszön. Zunächst hast du die Taxe zu entrichten. Du bezahlst fünf Mark und bist nach dem terminus technicus dieser Welt ‚ein Ganzer‘. ‚Ein Halber‘ ist ein Besucher, der 2.50 Mark oder 3 Mark anwenden kann. Solchen Armen im Beutel werden dann die minderwertigen ‚Damen‘ zugeschoben . . . Dein Mädchen schliesst die Tür. Nun muss aber das Geschäft möglichst schnell vor sich gehen, denn das Mädchen hat sein Geld. In Eile muss die Erectio penis herbeigeführt werden, andernfalls wird sie apathisch und lässt dich gelangweilt wieder hinaus. Auch der Koitus selbst darf nicht zu lange dauern. ‚Mach, dass du fertig wirst‘ drängt die Dirne. Zum Schluss gibst du ihr ‚einen Fußzger oder eine Mark als Strumpfgeld‘. . . dann steigst du wieder hinunter in den Salon.»<sup>14</sup>*

Der gleiche Autor sammelte aus Bordelliedern die folgende Auslese von Ausdrücken «einen schneidigen Ritt machen», «hineinfackeln», «nigelnagel», dass «an der Votze kalte Bauern kleben», «ein gutes altes Tier stemmen»<sup>15</sup>, die aufzeigen, unter welchem Gesichtspunkt der Koitus im Bordell angesehen wurde. Sexualität war begrenzt auf Entladung, die männliche Erotik wurde reduziert auf das Phänomen der Ejakulation. In allen Liedern wurde die Schnelligkeit, in der sich «das Geschäft» abspielte, betont, es bleibt eine kurze genitale Episode. Das oben beschriebene Bordellerlebnis scheint den Wünschen der Kundschaft immer weniger gerecht geworden zu sein, es vermochte «die erhöhten Ansprüche der Besucher an Luxus und Comfort» nicht zu befriedigen<sup>16</sup>. Das negative Urteil von seiten der Kunden über das Bordell erfasste breite Kreise; dieses Gefühl des Abscheus galt europaweit und international<sup>17</sup>.

Die negative Wertung wurde – dies ist von quellenkritischen Gesichtspunkten wichtig – von zeitgenössischen progressiven Sexualforschern bestätigt und in Beziehung zum generell zu beobachtenden Rückgang der Bordelle gesetzt. Begründet wurde die Abneigung mit einem Mangel an persönlicher Eigenart und Auswahlmöglichkeiten für den Kunden.

*«Eine starke Apathie wird durch die Tatsache hervorgerufen, dass das Bordell durchaus nicht jenem hohen Grade persönlicher Eigenart und Freiheit Rechnung trägt,*

*der ein Zeichen unserer Zivilisation ist. Die Prostituierte hat Abneigung, auf der anderen Seite empfindet der Klient es als einen Teil des Reizes der Prostitution unter zivilisierten Verhältnissen, dass er eine Freiheit und Wahl genießt, die das Bordell nicht gewähren kann.»<sup>18</sup>*

Das Bordell kam von zwei Seiten unter Druck, einerseits von den Insassinnen, deren Arbeits- und Lebensbedingungen unerträglich erschienen, andererseits von der Kundschaft, die von der Reduzierung des Geschlechtsaktes auf seine mechanischste und schnellste Ausübung angewidert wurde. Gerade die Massenabfertigung war dann auch ein Hauptkritikpunkt<sup>19</sup>.

Negativ wirkten sich auch die reglementaristischen Massnahmen der Behörden aus, die in der Tendenz die Attraktivität der Bordelle beeinträchtigten. So wurden in Leipzig die sogenannten Salons in den Bordellen abgeschafft und das Verbot des Verabreichens von Speise und Trank streng durchgeführt<sup>20</sup>. In den Strassburger Bordellen durften keine alkoholischen Getränke verabreicht werden<sup>21</sup>, in Zürich durften nach 1895 keine minderjährigen Mädchen mehr beschäftigt werden. Es liegt auf der Hand, dass solche Bestimmungen den Reiz und das Vergnügen eines Bordellbesuches schmälerten, das Bordell war kein Ort der Zerstreuung mehr, welcher eine Kompensation zur Strenge der Abende mit der Ehefrau bot.

Die Umgestaltung, die das aus der Vergangenheit überkommene Bordell Ende des 19. Jahrhunderts erfuhr, ging in Richtung kaufmännisch geführtem Betrieb mit Registratur, Buchführung und Stoppuhr. Sie machte die Prostituierten zu Sexualautomaten, die wie Beamte zum Dienst antraten<sup>22</sup>. Reglementierung und Kasernierung erwiesen sich aber auf die Dauer als unfähig, die Bedürfnisse der Kunden zu befriedigen.

Der Abscheu gegen das Bordell übte einen tiefgreifenden, umgestaltenden Einfluss auf die Prostitution aus<sup>23</sup>. Die Kundschaft, «angewidert vom rohen Bordelltreiben» und der stumpfsinnigen Hingabe wandte sich der äusserlich gefälligeren, heimlichen Prostitution in Einzelwohnungen, Absteigequartieren und Animierkneipen zu<sup>24</sup>. Das erotische Klima oder die Wünsche und Sehnsüchte, welche die männliche Kundschaft der «freien» Prostitution entgegenbrachte, sollen Gegenstand des Kapitels «Tingeltangel und Varieté als Prostitutionsmarkt» sein. Vorerst soll aber gefragt werden, ob es ganz bestimmte Kundengruppen gab, welche trotz des allgemeinen Niedergangs der Bordelle sich dieser Etablissements bedienten.

### **2.3. Der Kundenkreis der Bordelle**

Der unterschiedliche Standard der Bordelle in Zürich – vom unsauberen, ärmlichen Drittklassbordell bis zu dem mit mehr oder weniger Luxus

ausgestatteten Bordell – weist darauf hin, dass sich die Kunden aus unterschiedlichen sozialen Schichten rekrutierten. Da bei Hausdurchsuchungen und Razzien in den Bordellen die anwesenden Kunden mit ausgesuchter Diskretion behandelt wurden, sind sie in den Polizeiakten quellenmässig kaum zu fassen<sup>25</sup>. Die Feststellung, dass als Bordellbesucher Männer aus allen sozialen Schichten in Frage kamen, soll nicht den Blick dafür verstellen, dass die Motive und Bedürfnisse der Kunden schichtspezifisch zu differenzieren sind.

Trotz der schlechten Bewertung der Bordelle als «Abzugskanäle für den heissen, unbezähmbaren Geschlechtstrieb»<sup>26</sup> wiesen sie gegenüber anderen Formen der Prostitution gewisse Vorteile auf. Sie boten ihre Dienstleistung auf bequeme und diskrete Weise an, handfeste Konflikte mit Zuhältern, Erpressung oder kompromittierende Begegnungen auf der Strasse musste der Bordellbesucher nicht befürchten, vielleicht schon eher, dass er um seine Brieftasche erleichtert wurde. Ferner galten Bordelle in bezug auf Geschlechtskrankheiten als sicherer, obwohl die Meinung über die Ansteckungsgefahr in den Bordellen kontrovers war. Die zweimal pro Woche durchgeführten ärztlichen Untersuchungen und die sorgfältige Hautpflege – vor und nach jedem Besucher schienen Waschungen gemacht worden zu sein<sup>27</sup> –, zu der die Bordellmädchen verpflichtet waren, verringerten die Gefahr einer Infektion, wenn sie auch nicht ganz ausgeschlossen war. So wurde in Zürich der Spitalzwang für kranke Dirnen nicht in voller Strenge durchgeführt. In den Jahren 1886 bis 1889 wurden im Kantonsspital 82 geschlechtskranke Bordelldirnen behandelt, von denen die Mehrzahl an Syphilis, gefolgt von Gonorrhoe und weichem Schanker litten. Pro Bordell gab es also ungefähr vier geschlechtskranke Dirnen, aus einem Bordell wurden hingegen 16 Dirnen ins Spital eingeliefert, darunter sieben syphilitische<sup>28</sup>. Bis zu ihrer Einlieferung ins Spital steckten sie wohl auch ihre Kunden an<sup>29</sup>.

Interessanterweise beschäftigten sich die Behörden, denen die Kontrolle, aber auch die Bekämpfung der Bordelle oblag, ausschliesslich mit zwei Gruppen von Bordellbesuchern, den Soldaten und Studenten.

*«Für die zahlreich hier studierende Jugend (Polytechnikum, Hochschule etc. etc.), sowie die den Waffenplatz Zürich frequentierenden kantonalen und eidgenössischen Militärs bildet eine so bequeme, scheinbar gefahrlose und äusserlich schon verlockende Gelegenheit zur Unzucht eine starke Versuchung . . .»<sup>30</sup>*

Als Grund dafür, dass gerade «die Studierenden und die Jungmannschaft unserer Armee» diese Institute aufsuchten, wird angeführt, dass sie sich vor Ansteckung sicher fühlten<sup>31</sup>.



Die Motive der Rekruten oder Soldaten und Offiziere für einen Bordellbesuch ergaben sich aus der speziellen Situation des Militärdienstes. Befreit von der sozialen Kontrolle ihrer zivilen Umwelt und versteckt hinter einer Uniform, wollten sich die Soldaten nicht nur auf dem Waffenplatz, sondern auch im Bordell als Männer bestätigen: Bei gruppenweisen Bordellbesuchen<sup>32</sup> war das Hauptmotiv wohl weniger die Befriedigung sexueller Bedürfnisse als eine gegenseitige Bestätigung von Männlichkeit und Neugierde. In der Schweiz mit ihrem Milizsystem hatten Bordelle für Soldaten nicht die gleiche Bedeutung wie in Ländern mit stehenden Heeren. Dort ergaben sich für Armeeingehörige viel längere Zeiten der Abwesenheit von ihrem angestammten sozialen Umfeld und eine tiefergehende Abtrennung vom zivilen Leben, damit waren auch ganz spezielle sexuelle Frustrationen verbunden. Im Deutschen Reich wurde diesen Problemen Rechnung getragen, indem als Ausnahme in Garnisonsstädten Bordelle – zur Kanalisierung der Triebe – ausdrücklich geduldet wurden<sup>33</sup>.

Die Häufigkeit, mit der Studenten, die tendenziell Angehörige der Mittel- und Oberschicht waren, zum Kundenkreis der Bordelle gezählt wurden, kann als Indiz für die Richtigkeit der Hypothese gelten, dass die bürgerliche Sexualmoral nachfragesteigernd auf die Prostitution wirkte. Die lange Ausbildungszeit, welche eine Eheschliessung verzögerte, und die Unerreichbarkeit einer ausserehelichen Beziehung zu einer Frau des gleichen Standes, erzeugten Spannungen, welche, wenn die inneren Konflikte zwischen Lust versprechenden Wünschen und Unlust erzeugenden Verboten nicht mehr auszuhalten waren, den jungen Mann veranlassten, ins Bordell zu gehen. Ferner führte die erzwungene Verdrängung der Sexualität zu Unwissenheit auf einem entscheidenden Gebiet, so dass erste sexuelle Erfahrungen bei Prostituierten gemacht werden mussten. Diesen Drang, hinter die Kulissen zu sehen, beschreibt der Zürcher Arzt Fritz Brupacher in seinen autobiographischen Erinnerungen:

*«Denn die ganze Gesellschaft (die Gymnasiasten des zürcherischen Gymnasiums) war doch im Beginn der Pubertät. . . . Das Geschlecht drängte, und es gab nichts, in das man es hätte hineinsublimieren können. Wo man ging und stand, immer beschäftigte einen die Frage: ‚Wie sehe, wo erfasse ich ein Stück des dunklen Punktes?‘ Das Herz schlug stärker, ging man an Häusern vorbei, wo angeblich Damen wohnten, die für einen Fünfliber alle Herrlichkeiten der Welt verschenkten, und geheimnisvoll erzählte man sich am ganzen Gymnasium von Kameraden – die man als Helden verehrte und gleichzeitig als Verbrecher verabscheute –, die zu Hause silberne Löffel gestohlen und verkauft haben sollten, um mit dem Erlös in diese Häuser zu gehen.»<sup>34</sup>*

Für sehr junge Studenten und Gymnasiasten konnte das Bordell ein wichtiger Ort der Initiation bedeuten<sup>35</sup>. Dass dabei, vor allem in den studentischen Verbindungen, auch ein Gruppendruck wirkte, bezeugte eine Befragung deutscher Studenten, die für ihre erste sexuelle Beziehung folgende Gründe angaben: «Neugierde, Erkenntnisdrang, Verführung durch Korpsbrüder, Absicht, endlich und trotz der Kenntnis der Ansteckungsgefahren die Sache kennenzulernen, um mitsprechen zu können; der Einfluss der Freunde wirkte in dem Sinne, dass es zur Männlichkeit gehöre, einmal zum Weibe zu gehen.»<sup>36</sup> Zwischen Matur und Universität oder aber im ersten Semester musste diese Angelegenheit – die häufig zu einem negativen Erlebnis wurde – erledigt werden. Dabei ging es nicht nur um eine Bestätigung der Männlichkeit, sondern auch um eine Einübungsfunktion für die Ehe, da es dem der Frau in allen Bereichen überlegenen Ehemann schlecht angestanden hätte, wenn er nicht auf dem Gebiet der Sexualität über einen Erfahrungs- und Wissensvorsprung verfügt hätte.

Neben dem Bordell benutzten Studenten auch andere Formen der Prostitution, einen sehr hohen Stellenwert nahmen die «heimliche» Prostitution und auch das «Verhältnis» ein. Es stellt sich die Frage, ob Studenten zu dem Teil der Kundschaft gehörten, welche sich vom Bordell abwandten, weil es ihre erotisch-sinnlichen Wünsche nicht befriedigte. Corbin glaubt dies für Frankreich feststellen zu können. Die Beharrlichkeit, mit der Studenten als die typischen Bordellbesucher bezeichnet wurden, darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch andere Gruppen von Männern, zum Beispiel von auswärts kommende Handelsreisende, «biedere» Ehemänner, Reisende und Männer vom Lande diese Etablissements aufsuchten. Dies belegt der Umstand, dass verschiedene Bordellhalter während des eidgenössischen Schützenfestes 1872 und der Landesausstellung 1883 zusätzliche Bordellmädchen einstellten, da man auswärtige Kundschaft erwartete<sup>37</sup>. Fremde, Reisende, die zu Vergnügungszwecken oder aus beruflichen Gründen in die Stadt kamen, fassten ihre Reise als Unterbruch und Erholung vom täglichen ehelichen Sexualleben auf. Mancher mag das Bordell mehr aus Neugierde betreten haben, andere hofften auf neue Praktiken des Koitus, die den bürgerlichen Ehepaaren untersagt waren.

Eine starke und anhaltende Anziehungskraft übte das Bordell stets aus auf «manche Art von Perversen, die einen grossen Teil der Bordellbesucher bilden», da sie im Bordell bessere Chancen für ihre Triebbefriedigung fanden<sup>38</sup>. Dass solche Kunden auch in Zürichs Bordellen auftauchten, deutet das Gutachten des Sanitätsrates an:

*«Weit schlimmer wohl als bei der Einzelprostitution steht es in den Bordellen mit denjenigen Arten von Vergehen und Verbrechen, welche als die bedenklichsten*

*Auswüchse der Unzucht zu taxieren sind. Befriedigung eines perversen Geschlechtstriebes – Tribadie, Irrumare, was die Weiber «Minette» nennen etc. – kommen nicht selten vor und wurden unseren Experten sogar hie und da zugestanden. – Einzig das Laster der Päderastie scheint in unseren Bordellen eine Seltenheit zu sein.»<sup>39</sup>*

Solche Wunschvorstellungen konnten und vielleicht wollten (bürgerliche) Männer ihren Ehefrauen nicht zumuten. Ein Bordellmädchen war für solche Zwecke das verfügbare und gelehrtste Objekt, da es nicht nur dem Kunden, sondern auch der Gewalt der Bordellhalterin ausgeliefert war.

Das gleiche galt, wenn Bordellmädchen quasi als therapeutische Massnahme für Männer mit Potenzstörungen eingesetzt wurden. In einem Leitfaden zur Behandlung der psychischen Impotenz an der Bonner Universitätsklinik wurde als zweite Therapiephase eine «sorgfältige» Vorbereitung auf den «normalen» Geschlechtsakt durch Yohimbin, ein Aphrodisiakum zur Steigerung der männlichen Potenz und das Milieu angegeben<sup>40</sup>.

Eine wichtige Funktion erfüllte das Bordell für die Bedürfnisse der gesellschaftlich Ausgeschlossenen und Marginalisierten. Diese waren gezwungen, ihre sexuellen Bedürfnisse auf wenig subtile Art in den ärmlichen, unsauberen Bordellen zu befriedigen. Das Aufsuchen einer Prostituierten konnte bei widerlichen Lebensbedingungen für Männer aus den untersten sozialen Schichten eine Art Zuflucht sein. Die schlechte Lebensqualität in den Arbeiterquartieren, in denen Hoffnungslosigkeit und Schmutz herrschten, mochte diese Männer veranlassen, im Alkohol oder im «gekauften» Sexualgenuss die einzigen Linderungsmittel für ihre Lebenssituation zu sehen. Der Stellenwert des Bordells als Ort für «genitale Episoden» für ein dem städtischen Leben nicht angepasstes Proletariat oder Subproletariat dürfte in europäischen Grossstädten bedeutender gewesen sein als in Zürich<sup>41</sup>.

Aber auch Zürich verzeichnete zwischen 1888 und 1910 eine verstärkte Mobilität. Starke Fluktuation und saisonale Schwankungen bestimmten die städtischen Wanderbewegungen. Zwischen 1888 und 1910 betrug die jährliche Zuwachsrate 3,6%, was bedeutete, dass sich die städtische Bevölkerung in diesen gut zwanzig Jahren mehr als verdoppelte. Ein solches Wachstum wurde weder vorher noch später je wieder erreicht<sup>42</sup>. Die ab 1893 erhältlichen Zahlen für die städtische Wanderbewegung zeigen, dass im Fünfjahresmittel von 1893 bis 1897 der Wandergewinn jährlich 9400 Personen ausmachte, was durchschnittlich 3% der Gesamtbevölkerung bedeutete. An den Wanderbewegungen hingegen waren jährlich 55 380 Personen beteiligt, das sind etwa 43% der mittleren Einwohnerzahl, also beinahe die Hälfte der Gesamtbevölkerung. Das bedeutet natürlich nicht,

dass innerhalb von etwas mehr als zwei Jahren die Gesamtbevölkerung ausgewechselt worden sei, denn ein grosser, wenn auch nicht genau bestimmbarer Teil der Wanderbewegung ging auf das Konto von Saisonarbeitern, das heisst auf solche, die im gleichen Jahr sowohl als Zuwanderer wie auch als Wegzuger in der Statistik erschienen<sup>43</sup>.

Diese Zahlen zeigen, dass viele Menschen als «Fremde» in die Stadt hinein und wieder aus der Stadt fluteten. Die kurze Zeit ihres Aufenthaltes führte zu einer gewissen Desozialisierung, das heisst, sie konnten aufgrund ihrer hohen Mobilität nur wenige regelmässige, stabile Kontakte zu einer bestimmten Gruppe knüpfen. Die Chancen, eine längerfristige Partnerbeziehung aufbauen zu können, wurden klein. Selbst wenn man davon ausgeht, dass voreheliche Promiskuität in diesem Milieu nichts Anrüchiges ist, kann es dem von starker Mobilität erfassten Mann aus Zeitmangel oder hoher Arbeitsbelastung misslingen, eine emotionelle Beziehung zu einer Frau seiner Schicht einzugehen. Als Ausweg diente ihm die Prostitution, die ihm die Möglichkeit verkaufte, seinen sexuellen Erlebnishunger stillen zu können.

#### **2.4. Tingeltangel und Varieté als Prostitutionsmarkt**

Die Veränderungen auf den Prostitutionsmärkten, wie sie sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts abzeichneten, hatten ihre wichtigsten Voraussetzungen in wirtschaftlichen und sozialen, aber auch baulichen Veränderungen im Bereich «Stadt»: Diese lassen sich ganz grob mit den Stichwörtern Entstehung von Grossstädten mit spezifischen Stadtzentren für Geschäfts- und Unterhaltungszwecke eingrenzen. Von Bedeutung sind in unserem Zusammenhang die mit der Entstehung von Banken und Einkaufsgeschäften einhergehende starke Vermehrung der Cafés und Restaurants.

Auf Zürich bezogen lässt sich feststellen, dass mit der Eingemeindung von 1893 Zürich nicht nur bevölkerungsmässig zur Grossstadt wurde. Die Stadt veränderte ihr Gesicht: Der Staat und die Stadt bauten Amtshäuser und Kulturzentren. Der Paradeplatz wandelte sich zum Standort von Banken, die ersten reinen Geschäftshäuser entstanden am See und an der Bahnhofstrasse. Im nahe am Stadtzentrum gelegenen Riesbach begann ab 1893 die Bebauung mit Luxushotels und herrschaftlichen Mietblöcken<sup>44</sup>. Mit der stetigen Verbesserung der Strassenbeleuchtung – 1896 wurden Gasglühlampen eingeführt – veränderte sich auch die Ambiance der Strasse. Um 1900 begann sich dann auch das Stadtzentrum als Geschäfts- und Vergnügungszentrum herauszubilden; zu den bereits bestehenden drei Bühnen gesellten sich an der Achse Bellevue – Bahnhof vier Varietés bzw. variétés

ähnliche Etablissements<sup>45</sup>. Daneben lässt sich feststellen, dass im Stadtzentrum nach 1900 eine Anzahl von Tingeltangel-Wirtshäusern entstand, die regelmässig das behördliche Veranstaltungskontingent voll ausnützend einschlägige Unterhaltung boten<sup>46</sup>. Voraussetzung für den Tingeltangel waren Beizen-um-die-Ecke, von denen es zahlreiche sowohl im Niederdorf als auch in Aussersihl gab<sup>47</sup>. Tägliche Unterhaltungsmusik boten auch bessere Lokale wie das Grand-Café du Théâtre, die «Blaue Fahne», der Tonhallengarten und der Seepavillon sowie das Hotel National<sup>48</sup>. Daneben gab es gerade in Aussersihl auch eine Anzahl Lokale, die vor allem an den tingeltangelfreien Tagen ihr Publikum mit Animierpersonal anzulocken suchten<sup>49</sup>.

Dieser Vergnügungsbetrieb offerierte anfangs der neunziger Jahre eine breitgefächerte Angebotspalette: Singspiele, Komiker und Possengruppen, sodann eine grosse Zahl Spezialitätengruppen wie zum Beispiel Akrobaten und Absonderlichkeiten wie exotische Tiere, Zwerge, Bartdamen oder Riesen, aber auch Musikgruppen<sup>50</sup>.

Die solchermassen veränderte Stadt mit ihrem Vergnügungsangebot bildete den Rahmen für die moderne Form der Prostitution; sie veränderte sowohl Angebot als auch Nachfrage beziehungsweise den Charakter des Prostitutionsverhältnisses. Unter den veränderten Umständen musste jede Bordellierung der Prostituierten scheitern, sie trat in die Öffentlichkeit der Strassen und integrierte sich in den Unterhaltungsbetrieb.

*«Die Örtlichkeiten des Prostitutionsbetriebes haben sich vermehrt, es sei an die Animierkneipen, an die dubiosen Zigarrenläden erinnert, die Dirnen haben sich in zahlreiche Cafés und Restaurants hineingedrängt, und sie machen die Promenaden unsicher.»<sup>51</sup>*

*«... Wir haben in Zürich ca. 300 Wirtschaften mit gleichzeitigem Bordellbetrieb, abgesehen von gewissen Kaffeehäusern, Bällen, die geradezu zu Jahrmärkten geworden sind, wo der Liebhaber sich den Bedarf für ein Jahr sichert. ... Hotels, und zum Teil sehr feine, sind zu Hauptquartieren der Halbwelt und zu Stätten der Perversionen geworden. ...»<sup>52</sup>*

Es fand «ein Einbruch der Prostitution in alle Teile der Stadt unter den verschiedensten Aushängen» statt<sup>53</sup>. Das Erscheinen in der Öffentlichkeit und ihre Massenhaftigkeit sind die zentralen Merkmale der Erscheinungsweise der Prostitution in der modernen Grossstadt<sup>54</sup>. Die Prostituierte «verlor und verbarg sich in der Menge»<sup>55</sup>, kommentierte die Zürcherische Polizeibehörde den Sachverhalt und erfasste damit die wesentlichen Bedingungen der Strasse, nämlich einerseits die Anonymität der Individuen in der Masse, andererseits die Tatsache, dass die Menschenmenge der Prostituierten das Untertauchen, aber auch den direkten Zugang zum Kunden erlaubt.

*«Es ist unmöglich, die guten Sitten aufrecht zu erhalten in einer so zusammengewürfelten Gesellschaft, wo jedes Individuum dem andern unbekannt ist, sich in der Menge versteckt und wo man vor niemandem erröten muss.»<sup>56</sup>*

Die Herausbildung von spezifischen Vergnügungszentren in den grossen Städten verweist klar darauf, dass Arbeit und gesellige Unterhaltung getrennten Welten angehörten. Im Arbeitsbereich bestand ein konzentrierter Leistungsanspruch, was zu einer Anstauung eines Unterhaltungs- und Zerstreungsbedürfnisses führte, «der Mensch der Neuzeit sucht ein ganz eigenartig konzentriertes Geniessen des Augenblicks inmitten der harten Lebensarbeit»<sup>57</sup>.

*«... das schnellere Daseinstempo rief bei vielen eine stärkere Aufregtheit, ein ständiges Sehnen nach sinnlichen Entladungen hervor»<sup>58</sup>.*

Das Vergnügungsangebot in der Grossstadt offerierte den Rahmen für einen unorganisierten, freien Geselligkeitsbetrieb, in dem die oben angetönten Bedürfnisse befriedigt werden konnten. In den Bereich des Vergnügungsbetriebes drang auch die Sexualität ein, sie liess sich ins Glücksversprechen des Unterhaltungsangebotes integrieren und wurde somit zum Konsumgut für die nach Entspannung und Zerstreung suchenden Massen<sup>59</sup>.

*«Von den Bier- und Weinrestaurants, von den Wirtschaften mit Damenbedienung, den Kabaretts und Varietés, den Tingeltangels und Tanzsalons, aber auch von den vornehmen Bällen führt der Weg zur Dirne oder in die Arme eines durch die gleichen sinnlichen Reizungen angeregten Mädchens.»<sup>60</sup>*

Neben Unterhaltung wurde auch Sexualität konsumiert, als Konsumgut, das sich wie andere Fertigwaren anbot.

Im folgenden soll hier dargestellt werden, wie sich vom Gesichtspunkt des Kunden das Produktionsverhältnis gestaltete; es geht um die Frage, welche spezifischen sinnlich-erotischen Aktionsfelder der Vergnügungsbetrieb den männlichen Akteuren bot, und welche Versprechungen der Tingeltangel mit seinen Animierdamen dem Kunden machte.

Nun ist es von der Quellenlage her enorm schwierig, das erotische Klima des Vergnügungsbetriebes zu beschreiben; so ist über den Inhalt des Zürcher Tingeltangels so gut wie nichts bekannt, denn schriftliche Zeugnisse, Rezensionen findet man keine, und die Inserate sind in der Regel wenig ergiebig, ausser über den Namen der Truppe oder einzelne Artisten geben sie keine Auskunft<sup>61</sup>. Ganz generell lässt sich für den deutschen Sprachraum feststellen, dass die erotische Folklore von der Sammeltätigkeit des 19. Jahrhunderts weitgehend ausgeklammert wurde. Die Beschäftigung mit ihr setzte erst Ende des 19. Jahrhunderts ein, sie ist aber im wesentlichen eine Entdeckung des 20. Jahrhunderts<sup>62</sup>.

So sind Chansons und Tingeltangel, die für meine Fragestellung wichtige Dokumente sein könnten, noch nicht systematisch untersucht oder gesammelt worden. Eine Ausnahme sind Wiener Gassenlieder von 1870 bis 1910, die in den letzten Jahren verstärkt dokumentiert und zum Teil auch Gegenstand noch laufender Forschungsarbeiten wurden. Die Gründe für diese mangelnde Erforschung der Volkserotik liegen einerseits in der Problematik der Feldforschung, andererseits in der Behinderung von Publikationen durch behördliche Zensurmaßnahmen. Die meisten Forscher getrauten sich nicht, ihre Sammlungen erotischer Folklore zu veröffentlichen, sie mussten anonym publizieren oder unter dem Deckmantel lateinischer oder griechischer Umschreibungen<sup>63</sup>. Deshalb muss ich mich im folgenden auf eine deskriptive Darstellung von Beobachtungen von Zeitgenossen beschränken, wobei anzumerken ist, dass sich diese Schilderungen auf deutsche Städte, vor allem auf Berlin, beziehen. Eduard Fuchs stellt in seiner Illustrierten Sittengeschichte fest, dass nach 1870 in Berlin das Tingeltangel stark in Mode kam.

*«Es waren Bierlokale, in deren einer Ecke auf einem kleinen Podium stark dekollierte Frauen in kurzen bunten Kostümen schlüpfrige Verse sangen.»<sup>64</sup>*

Die wichtigste Programmnummer des Tingeltangels war das Couplet, das kleine witzige Lied meist anzüglichen oder satirisch-scherzhaften Inhalts. Fuchs beschreibt dieses Couplet als zweideutig, aber richtig eindeutig für Kenner. Das Zotenhafte lag im Doppelsinn der geschickt gewählten Worte, in den ebenso raffinierten Pausen, Unterstreichungen und mimischen Bewegungen des oder der Vortragenden bei bestimmten Worten und Wendungen<sup>65</sup>. Auch im Varieté glaubt Fuchs eine zunehmende Gestaltung zum reinen, hauptsächlich auf groben erotischen Reizen aufgebauten Vergnügungsetablisement feststellen zu können. «Die einzige Programmnummer des Varieté ist die ästhetisierte Zote. Die Zote in Wort, Musik, Tanz, Kleidung, Farbe.»<sup>66</sup>

Man kann annehmen, dass die Handlungs- und Gefühlsskala dieser Lieder sehr weit reichte: von der direkten plumpsten Derbheit bis zur indirekten subtileren Anspielung. Wie oben bereits angetönt, spielte auch das Kostüm der Sängerin für die Stimulierung der Gäste eine wichtige Rolle. In der Regel betrat die Coupletsängerin in kurzen Kleidern die Bühne, so dass das Publikum die Waden und bei gewissen Bewegungen noch mehr zu sehen bekam, wichtig war auch das Decolleté, damit der Gast spätestens bei der Verneigung einen Blick von ihrem Busen erhaschen konnte<sup>67</sup>. Der folgende Bericht eines Variétébesuches von Oskar Panizza mag Fuchs' Darstellung veranschaulichen:

*Ein junges Mädchen trat auf die Bühne und begann ihr Lied*  
«Ich bin so kitzlig,  
ich bin so kitzlig,  
ha ha – ha ha  
ha ha – ha ha  
Ich war noch niemals so kitzlig wie heu-ta  
ha ha – ha ha!

*Ha ha ha – ha ha ha! ... dabei zitterte sie und stampfte mit den Beinen ... stampfte am Schluss mit unerwarteter Wucht am Boden und zeigte mit einem schnellen Ruck unter der aufgehobenen Musselin-Hülle ein schlankes, mit prachtvollen himmelblauen Trikots bekleidetes Bein»*

*Dieser Refrain erzielte die beabsichtigte Wirkung, «dieser oder jener der Gäste wandte sich um und verbarg Verlegenheit und Scham, während ein Hexenschuss von Gruseln ihnen durch das Rückenmark floss»<sup>68</sup>.*

Bei allen diesen Darbietungen schien ein voyeuristisches Moment eine wichtige Rolle zu spielen. Die Programmnummern waren, wie Panizzas Beispiel zeigt, darauf ausgelegt, die Sinne des Betrachters anzuregen. Das galt auch für Nummern, deren Vorführung unerotische Inhalte behandelten wie Jongleure, Dressur und andere Künste, bei turnerischen und athletischen Leistungen. Als Stilmittel zur Erotisierung wurde das Kostüm eingesetzt. Sehr direkt war dies bei den Varietétänzen beabsichtigt, die alle darauf inszeniert waren, der Tänzerin Gelegenheit zu geben, die Spitzen ihrer Röcke und Höschen dem Zuschauer zu enthüllen<sup>69</sup>.

Aus den zeitgenössischen Schilderungen gewinnt man den Eindruck, dass im Vergnügungsangebot – zumindest bei einem Teil der Nummern – vor allem mit einer Verbindung von schlüpfriger Worterotik und angedeuteter Körperentblössung gearbeitet wurde.

In den neunziger Jahren begann in Paris mit dem Cancan der exzessive Entblössungstanz die Parkette der Unterhaltungsétablissemments zu erobern<sup>70</sup>. Bei diesem Tanz ging es um die raffinierte Wirkung der Dessous und deren Enthüllung vor den Augen der Zuschauer:

*«Eine wichtige Unterstützung bildeten die raffinierten Farbkontraste, die man als stärkere erotische Stimulation ausgeklügelt hatte: Die Pikanterie, wie aus den dunklen Obergewändern jäh der blendende Gischt wirbelnder weisser Spitzenröcke und Spitzenböschchen auftauchte und aus diesen wiederum ein elegant geformtes schwarz bestrumpftes Bein hervorschoß und vor den Augen der Zuschauer die raffiniertesten Zuckungen ausführte.»<sup>71</sup>*

Wenn man sich die offizielle Mode der Zeit mit ihrer extremen Verhüllung der weiblichen Körperlínie vergegenwártigt, so wird verständlich, dass



Fuchs den Cancan als «die kühnste öffentliche Aufgeilung der männlichen Sinne der Neuzeit»<sup>72</sup> bezeichnete.

*Pikant war, wenn «inmitten der wirbelnden Spitzenwolken jäh die intimen Reize einer Tänzerin den einzig auf diesen Augenblick lauernden Blicken der Zuschauer sichtbar wurde»<sup>73</sup>.*

Das Publikum war interessiert an den Beinen, am Einblick unter die Röcke und am Ausblick auf ein Schäferstündchen im Separée oder im gemieteten Hotelzimmer.

Wie bereits erwähnt, stammen die oben angeführten Quellenbelege von Fuchs und Panizza aus Deutschland, und es stellt sich die Frage nach ihrer Repräsentativität für Zürich. Man muss davon ausgehen, dass die Vergnügungsetablissemments in den verschiedenen europäischen Ländern qualitativ unterschiedlichen Charakter ausbildeten und auch verschiedene kulturelle Rahmenbedingungen vorfanden<sup>74</sup>. Andererseits fand auch ein gewisser Austausch statt, zum Beispiel kam ein Drittel der in Zürich auftretenden Truppen aus dem Ausland, vor allem aus Deutschland und später auch aus Österreich-Ungarn<sup>75</sup>. Ferner wurden wie im Falle des Corso mit deutschen und österreichischen Etablissemments Programme ausgetauscht, so dass auch in Zürich ein Hauch von Weltstadt wehte<sup>76</sup>.

Ein Blick auf einige Programmgesprächungen der Corso-Aufführungen 1900/1901 im Zürcher Theater- und Fremdenblatt deutet darauf hin, dass auch im sittenstrengen Zürich eine Erotisierung des Angebots stattfand: So fragte man sich nach dem Auftritt der Mandolinenvirtuosin Elly del Sarto, ob ihre Virtuosität bei der Mandoline oder in der freizügigen Handhabung ihrer Toilette liege<sup>77</sup>. Berücksichtigt man die Verhüllung der Körperlinie durch die damalige Mode, so können auch die «raffiniert berechneten Kostüme» der englischen Tanzgruppe «The Lorrison», die mit dem zarten Froufrou ihrer Jupes kokettieren und Miss Cléa mit ihren die Augen berückenden Serpentinmäzen die Phantasie des Zuschauers stimulieren und erotische Sensationen auslösen<sup>78</sup>. Mir scheint auch der im Eröffnungsprolog für das Corso gemachte Vergleich, das Etablissemment sei «halb knospende Jungfrau, halb ein reifes Weib, aus dessen Glutaugen Flammen blitzen»<sup>79</sup> Ausdruck einer beabsichtigten erotischen Qualität des Angebotes zu sein. Diese Indizien genügen zur Annahme, dass auch das Zürcher Varieté, Kabarett, Tingeltangel und weitere Genres des Amusements – beziehungsweise einzelne Nummern aus dem Angebot – eine sinnlich-erotische Note hatten.

Auf meine Fragestellung bezogen stellt sich nun die Frage, welche Kundenwünsche die Integration der Prostituierten in den Unterhaltungsbe-

reich implizierte. Das Vergnügungsangebot kreierte für den Kunden eine ganz bestimmte Qualität, hier konsumierte er auch «sexualisierte – eroti-sierte» Unterhaltung, Alkohol und auch kaum verschleierte, unsublimierte Sexualität. In diesem Rahmen bot sich eine Möglichkeit der Erotisierung des Kunden, eine Möglichkeit, die im Bordell immer mehr verschwand, da es durch behördliche Eingriffe zur «Abflussrinne für Samen» geformt und genormt wurde.

Das Unterhaltungsangebot bewirkte eine Verstärkung der sinnlichen Regungen und eine Einstellung auf erotisches Geniessen.

*«Sie (Tingeltangel, Varieté etc.) wecken die erotische Begierde, die verschiedenen Genüsse des Auges, des Ohrs, des Geschmacksinns führen zum Weib . . . Alle diese Vergnügungen laufen eben zuletzt auf den Geschlechtsgenuss hinaus, das ist das Ende und der Gipfel des Amüsements.»<sup>80</sup>*

Der Vergnügungsbetrieb hat also einen stimulierenden Effekt, er macht den Konsumenten zum Voyeur (vgl. Cancan) und fordert zum Nachvollzug auf. Die Ausgestaltung des Unterhaltungsbetriebes bringt so die heimlichen Wünsche und ihre Befriedigung zum Ausdruck, hier werden Männerphanta-sien produziert und reproduziert.

Die Betonung des Voyeuristischen im Tingeltangel- und Variétéangebot deutet darauf hin, dass hier der sonst verhüllte Körper sichtbar gemacht wurde, der kurze Ausblick auf Busen und Dessous gewährte heimlich ersehnte Sensationen, weckte Phantasien und bot der Imagination des Zuschauers Nahrung. Auch am schlechten Ruf der Mädchen entzündet sich die Phantasie der Zuschauer, man kann ihnen alles zutrauen, die Phantasie spielte in der Dunkelzone zwischen dem Geschehenen und dem bloss Vermuteten<sup>81</sup>.

Eine ausgezeichnete Schilderung der Wirkung auf den Kunden findet sich in Robert Walsers Schilderung seines Besuches im Lustspielhaus zu Z (gemeint ist das Corso in Zürich).

*«Während der Pausen versank ich jedesmal in tönende Träumereien. Es war mir, als wären die nackten, kühnen steinernen Figuren zu beiden Seiten der Bühne auf ihren Postamenten lebendig geworden. . . . Ich fand alles schön und unendlich zauberhaft. . . . Da gab es wieder Momente in der Pause, wo ich meinte, meine beiden Augen seien lange, dünne Stangen geworden und hätten die Hand einer der unter mir sitzenden Damen berühren können. Aber sie schien nichts zu merken, sie liess mich machen, und was ich tat, war doch so unverschämt.»<sup>82</sup>*

Walsers Stimmungsbild zeigt, dass zumindest in den grossen Etablisse-ments wie zum Beispiel im Corso mit seinen 1200 Plätzen auch Architektur und Innenausstattung das Phantasieerlebnis der Besucher unterstützen.

Aber auch im Tingeltangel, dessen Welt uns nicht zuletzt durch Heinrich Mann (Professor Unrat/Filmtitel: Der blaue Engel) überliefert wurde, bot sich Gelegenheit zur direkten erotischen Stimulierung. Wenn wie im Roman von Hugo Ball «Flametti oder vom Dandysmus der Armen» – der in Zürich spielt – zitiert, eine französische Soubrette sang

*«Einrich, lass die Osen runter,  
Tu mir den Gefallen!  
Lass sie bitte gance erunter  
Auf die Strümpfe fallen.»<sup>83</sup>*

sprach sie direkt aus, was sich ein entsprechend disponierter Kunde tun zu können wünschte.

Der Stimulierungseffekt des Unterhaltungsangebotes scheint mir ein wichtiges Element und Merkmal des sinnlich-erotischen Aktionsfeldes zu sein, das der hier integrierte Prostitutionsmarkt dem Kunden bot, und auch von diesem gesucht und gewünscht wurde.

Ein weiteres wichtiges Element sind die Formen der Annäherung, das heisst der Herstellung des Kontaktes und der Geschäftsabschluss. Während im traditionellen Bordell der Verkehr zwischen dem Kunden und dem Bordellmädchen von der Soumaîtresse vermittelt wurde, musste die Prostituierte, die ohne Strichgang arbeitete, im Nachtlokal auf sich aufmerksam machen, ohne den Mann zu kompromittieren. Ein Blick, eine Geste oder eine Obszönität mussten genügen, einen potentiellen Kunden auf sich aufmerksam zu machen und das Geschäft abzuschliessen. Dabei musste sie stets so unauffällig bleiben, dass sie nicht von der Polizei belangt werden konnte. Dies war im sittenstrengen Zürich fast eine Kunst, beobachtete doch eine wachsame Detektiv-Patrouille unablässig jede «unsittliche Geste» auf Zürichs Strassen, aber auch in einschlägigen Etablissements. Der jungen Prostituierten M. F. wurde es zum Verhängnis, dass «sie im ersten Rang des Corso herumspazierte und sich auffällig benahm, indem sie die vorbeigehenden Herren anlächelte».<sup>84</sup> Dies brachte ihr Verhaftung und anschliessend Ausweisung aus Zürich. Trotzdem schien es den eleganten Prostituierten gelungen zu sein, die Polizei «auszutricksen»; dass sie subtile Werbemethoden beherrschten, zeigt ein Bericht des Polizeivorstandes:

*«Es hat sich eine neue Spezies zum Teil hocheleganter Mondainen meist ausländischer Herkunft eingestellt, die ihren Anhang in mehr unauffälliger und verdeckter Weise in Wienercafés und Cabarets etc. suchen und finden. Gegen die betreffenden Wirte lässt sich nur einschreiten, wenn der Nachweis vorliegt, dass sie das unsittliche Gewerbe der ‚Damen‘ in irgendeiner Weise begünstigen. Ein solcher Nachweis ist aber schwerer zu erbringen als viele meinen . . .»<sup>85</sup>*

Die Feststellung der Polizeibehörden, dass bei den modernen Formen der Prostitution, zum Beispiel beim Rendez-vous-System, eine polizeiliche Konstatierung der Annäherung nicht machbar sei, deutet darauf hin, dass sich die Vermittlung des Geschäftes äusserst verschwiegen und diskret abspielte. Diese Heimlichkeit darf nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Verdrängung der Sexualität in der bürgerlichen Gesellschaft gesehen werden, sondern sie konnte auch in ein Verkaufsargument umgemünzt werden. In der Heimlichkeit lag das Prickelnde, das erotisch Erregende. Der Schauer des Verbotenen und Versagten steigerte geheimnisvoll den Genuss.

Etwas direkter lief die Vermittlung des Geschäftes bei den Animierdamen (Kellnerinnen), diese setzten sich an den Tisch des Kunden, tranken in seiner Gegenwart, animierten ihn zum Trinken und begleiteten ihn auf Wunsch in ein Absteigehotel in der Nachbarschaft<sup>86</sup>. Diese diskrete Werbung und Vermittlung des Geschäftes vermochte beim Kunden den Eindruck zu wecken, die betreffende Frau habe ihn ausgewählt, oder er lasse sich verführen. Die Beteiligten taten so, als gehe es nicht um Kaufinteressen, sondern um eine menschliche Begegnung. Trotz aller Diskrepanz von Wunsch und Wirklichkeit war der Raum für Phantasieerlebnisse grösser bei dieser Form der Prostitution, deshalb stiess der Strassenstrich beim Mann, der es sich leisten konnte, auf Ablehnung. Er wollte auf «Liebe in drei Tempi – Anrede-Fortschleppen-Geschlechtsakt» verzichten<sup>87</sup>.

Die Prostituierte, die den Unterhaltungssektor okkupierte, bot sich als käufliche Ware an. Sie hatte aber der übrigen Ware noch die Möglichkeit der menschlichen Liebeswerbung voraus. Dazu musste sie sich jedoch einfühlen in den Käufer und seine Kaufkraft. Diese Einfühlung drückte sich aus in der Erscheinungsweise der Prostituierten; in ihrem Äusseren und in den Formen ihres Auftretens wurde sie ein Produkt der Nachfrage. Dem Kunden bot sich eine Vielgestalt des sich prostituierenden Körpers, «die Prostitution zog einen Markt der weiblichen Typen auf: für jede Phantasiegestalt einen», charakterisierte Walter Benjamin diesen Markt<sup>88</sup>.

Ein literarisches Beispiel findet sich im bereits zitierten Roman von Hugo Ball «Flametti oder vom Dandysmus der Armen», der die Prostituierten porträtiert, die zu einer Varieté-Première erschienen:

*«Versammelt waren bereits sämtliche Damen von Ruf. Vorne am Künstlertisch, . . . , sass Fräulein Amalie in braunem Samtkostüm mit Bolerohut, schon seit halb acht. Den Zwergpinscher hatte sie auf den hohen Busen gesetzt. Das gab ihr viel Air. Ihre Beine, elastische Sägemehlbeine, baumelten unter dem Tisch, und sie spielte mit einer Hängerosenranke. Eine Zigarette rauchte sie . . . Herein trat Fräulein Frieda, der ‚Hinkepott‘ aufgetakelt in Seidengrimmer, mit ausgeleierter Hüfte verschoben hakend.*

*Ihr folgte Fräulein Dada mit einem Schneiderkleid à la feldgraue Uniform nach neuestem Schick. . . Das feldgraue Schneiderkleid machte Furore. Auch diese beiden Damen begaben sich möglichst nach vorne, um in der besten Gesellschaft zu sein und ein wenig zu profitieren vom Rampenlicht.»<sup>89</sup>*

Dieser Markt der weiblichen Typen zeichnete sich nicht allein durch ein modisches Erscheinungsbild aus; wie nachfolgend zitierte Beschreibung der Berliner Märkte zeigt, hatte er auch eine stimulierende Qualität:

*«Ein flimmerndes Farbdurcheinander, fortwährend in Bewegung. Dazwischen Augen in allen Nuancen. Leuchtendes Haarblond, dunkle schwarze Flechten. Alle möglichen Frauenlinien. Schlank, bager, unruhig, voll, weich, phlegmatisch, glühend und fiebernd . . . Die Luft geschwängert mit Zigarettenqualm, Parfüm, Alkoholdunst – und dem Duft der Frauen . . . Alle Augen sind gerötet – vom Sekt, von der Nacht, vom Rauch, vom Verlangen . . .»<sup>90</sup>*

Hier konnte der Kunde «in gemächlicher Musse wählen»<sup>91</sup>, wobei der Schwebezustand bis zum endgültigen Treffen der Wahl eine erotisch-stimulierende Komponente beinhalten konnte.

Der städtische Vergnügungsbetrieb als Standort der Prostitution und die ihm angepasste Produktgestaltung kreierten für Kunden, die über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügten, ein spezifisches Angebot:

*«Die raccolage, die Strassenprostitution hat entschieden Terrain verloren zugunsten einer unbedingt höher stehenden Art, Beziehungen dieser Art einzuleiten, nämlich in der sozusagen gesellschaftlichen. Hier, in öffentlichen Lokalen, in denen man ohne jeden Zwang zu irgendetwas bei einem Glas Wein oder Bier sitzen kann, ist die Möglichkeit gegeben, eine Persönlichkeit, die einem an solcher Stelle begegnet, einigermaßen kennen zu lernen. Man braucht sich nicht, wie im trügerischen Lichte der nächtlichen Strassen, über die äussere Erscheinung zu täuschen: es ist in beschränktem Umfange die Möglichkeit zur Anknüpfung einer persönlich gefärbten Beziehung gegeben. Und schon dadurch, dass bei diesem Zusammensein beide Teile durch die helle Öffentlichkeit gezwungen sind, sich in äusserlich dezenten Formen zu bewegen, ist dem ganzen Verkehre ein Stempel aufgedrückt, der ihn in einen höheren Rang gegenüber der Strassenprostitution verweist.»<sup>92</sup>*

Die wichtigsten Merkmale in diesem Angebot waren die Möglichkeit einer sinnlich-erotischen Einstimmung und der Verschleierung des Kaufcharakters. Diese Form der Prostitution schien den Wünschen und Erwartungen einzelner Kundenkreise entgegengekommen zu sein; diese liessen sich nicht auf den geschlechtlichen Akt allein fixieren, sondern beinhalteten ein Verlangen nach zusätzlichen Leistungen emotioneller Art:

*«Für eine grosse Anzahl von Männern in städtischen Verhältnissen hört die Prostitution auf, das niedrige Mittel eines momentanen wollüstigen Verlangens zu sein; sie suchen einen angenehmen Menschen, mit dem zusammen sie Erholung vom Kampfe und der Anstrengung des täglichen Lebens suchen.»<sup>93</sup>*

Diese im obigen Quellenzitat sehr pauschal formulierten Bedürfnisse der «Herren» – so lautete der zeitgenössische Ausdruck für «Freier» – sollen im nächsten Kapitel näher untersucht werden. Die Quellengrundlage bilden einige zwischen 1897 und 1914 verfasste Briefe und Briefnotizen, welche Männer an Prostituierte richteten. Diese persönlichen Dokumente, die in einem sehr intimen Bereich Einblick geben, wurden anlässlich von Haus- und Handtaschendurchsuchungen bei verhafteten Prostituierten von der Zürcher Polizei konfisziert. Da sie als Beweisstücke dafür dienten, dass die betreffende Frau von der Unzucht lebte, und dies wiederum die Ausweisung aus dem Kanton begründete<sup>94</sup>, wurden diese Briefe zum Teil archiviert. Es liegt auf der Hand, dass diese Quellen, zumal nur eine kleine Anzahl dieser persönlichen Dokumente vorliegt, in einem starken Mass «zufällig» sind. Aus diesem Grunde sollen sie im folgenden exemplarisch dargestellt werden. Ferner ist zu berücksichtigen, dass wir uns in dieser Frage in einem Spannungsverhältnis von Wunsch und Wirklichkeit bewegen; aus den Briefen lässt sich zwar die Tendenz der erotisch-sexuellen Wünsche ermitteln, deren Chance der Befriedigung lassen sich aber nicht messen. Ganz abstrakt betrachtet, kann man sagen, dass sich im Prostitutionsverhältnis zwei entgegengesetzte Wünsche verbinden, nämlich das Verlangen nach Lust von seiten des Kunden und das Verlangen nach Geld von seiten der Prostituierten. Dieser Gegensatz legt die Vermutung nahe, dass die Wunschproduktion des Kunden in der Wirklichkeit, das heisst im Bett der Prostituierten zum Versiegen kommt.

## **2.5. «Ich möchte mit Dir einen vergnügten Abend verbringen . . .» Nachfragedifferenzierung auf dem Prostitutionsmarkt**

Die vorliegenden Briefe ermöglichen es, Wünsche und Erwartungen, aber auch Erlebnisse mit Prostituierten aus dem Blickwinkel einzelner Männer beziehungsweise Freier zu fassen. Inhaltlich handelt es sich bei der Mehrzahl der Briefe um Abmachungen für ein Rendez-vous, sinngemäss finden wir darin Angaben über Ort und Zeit der Begegnung.

*«Werthes Fräulein,  
Wäre sehr erfreut, Sie heute abend im Hotel Brünig, Kleiner Saal zu treffen. 10–10½.  
Sie werden sich erinnern, wie wir dort eine Nacht verbrachten. 1000 Grösse und  
Küsse.»<sup>95</sup>*

Daneben gab es aber auch persönlicher und direkter abgefasste Schreiben

*«Meine liebe Liesel,*

*Wenn Du nichts anderes zu tun hast, komme heute an den Bahnhof und wart auf den letzten Zug, der von Luzern kommt.»<sup>96</sup>*

Aus diesen Notizen geht hervor, dass sich die betreffenden Männer nicht auf eine Zufallsbegegnung von der Strasse einliessen, sondern dass sie verschiedene Male die gleiche Frau aufsuchten. In der Anrede und im Briefschluss drückt sich auch eine gewisse Vertrautheit und Vertraulichkeit aus, «meine liebe Kleine», «liebes gutes Herzchen» oder sogar Verliebtheit wie in «Meine innig geliebte süsse Kleine» oder «Schlaf wohl mein Schatz und träum von Deinem lieben guten Willi».<sup>97</sup>

Aus den Briefen geht nicht hervor, wo die erste Bekanntschaft gemacht wurde, möglich wäre über ein Inserat, in einer nicht primär mit Prostitution im Zusammenhang stehenden Situation, zum Beispiel im Zug<sup>99</sup> oder aber über den Freundeskreis.

*Liebe Martha,*

*(Zürich Briefpapier: Hotel Pelikan)*

*Mein Freund und Vetter, Fritz Moos, der heute von Lugano ankommt, schrieb mir, dass er den heutigen Abend hier zubringen werde und dass er sehr liebesbedürftig sei; ich solle ihm behülflich sein. Wenn Du Zeit und Lust hat, so komme heute abend zum Concert ins Corso oder gebe mir sonst ein Rendez-vous zwischen 10 und 11 Uhr, ich übergebe Dir den jungen Mann.»<sup>100</sup>*

Als häufig wiederkehrendes Motiv findet sich in diesen Briefnotizen, dass die betreffenden Männer von auswärts nach Zürich kamen und sich bereits zum voraus ein Rendez-vous arrangieren wollten.

*«Ich komme morgen nach Zürich und gebe dann direkt nach dem Zähringerhof, wo wir uns zum ersten Mal getroffen. Ich hoffe, Dich dort zu treffen. Mittags muss ich weiterreisen. In Gedanken bin ich bei Dir und hab Dich lieb. Dein Schatzzeibin.»<sup>101</sup>*

Es galt als bekanntes Muster, dass Reisende und Kaufleute, die aus beruflichen Gründen häufig unterwegs waren, ihre Reise auch als Unterbruch vom ehelichen Sexualleben verstanden oder – das gilt auch für die ledigen Männer – dass sie den Abend in der fremden Stadt nicht alleine verbringen wollten. Von den in den Ausweisungsakten erfassten Männern kam die Mehrzahl von auswärts. Die nachfolgende Zuordnung von Beruf und Wohnort vermag das oben Gesagte zu illustrieren: Es kommen aus Frankfurt und Ulm: Kaufmann, Biel: Reisend, Koblenz: Metzger, Burgdorf: Architekt, Lausanne: Ingenieur, Wien: Kaufmann und Frankfurt: Reisend, München: Kaufmann, ebenso aus Köln, St. Gallen: Ingenieur, Bern: Notar, Nyon: Reisend. Neben Kaufleuten und Reisenden aus Grossstädten

gab es aber auch Männer aus schweizerischen Kleinstädten, die für ein Abenteuer nach Zürich kamen. So gibt ein Kaufmann aus Lenzburg zu Protokoll, «er sei im Bahnhofquartier spaziert in der Absicht, mit einer Dirne Bekanntschaft zu machen»<sup>102</sup>. Andererseits begegneten mir in den Akten auch Prostituierte, welche Herren auf Geschäftsreisen begleiteten<sup>103</sup>.

Der nächste Brief, abgefasst auf Briefpapier aus dem Erfrischungsraum von Jelmoli, leitet zur nächsten Frage über, nämlich zur Gestaltung der Begegnung.

*«Liebe Betty,  
Komme am Mittwoch abend 9 Uhr im Bahnhof an. Ich möchte mit Dir gerne mal einen vergnügten Abend verbringen. Du bekommst auch Fr. 10.– für einen guten Fick. Sehe zu, dass Du dabei sein kannst. Dein lieber Dackel.»*<sup>104</sup>

Ein vergnügter Abend ergab sich durch einen Besuch einer Vorstellung im Corso oder im Pfauentheater, wo vielleicht bereits Sekt oder Champagner konsumiert wurde<sup>105</sup>. Nach diesem Teil begab man sich in ein gutes Restaurant für eine Mahlzeit oder ein Glas Rotwein. Diese Vergnügungen sollten dann auf «den guten Fick» einstimmen. Diese Form der Gestaltung eines vergnügten Abends findet sich in den Akten auch bei Freiern und Prostituierten, die sich erst am betreffenden Abend auf der Strasse begegneten. Im folgenden seien zwei illustrative Protokollauszüge zitiert:

*«Sie sei ihm (einem Reisenden, d. V.) auffällig vorgekommen, er habe sie zum Nachtessen eingeladen und nachher seien sie rätig geworden, ins Pfauentheater zu gehen.» (Die Polizei verhindert dann das Absteigen in einem Hotel, d. V.)*<sup>106</sup>

«Ich traf einen Fabrikant (!) aus St. Gallen. Wir gingen ins Gotthard zum Mittagessen. Nachmittags circa 3 Uhr gingen wir dann zusammen ins Hotel L'Opéra (Anm.)» Dort tranken sie Wein und verliessen das Hotel nach einer Stunde wieder. «Am Donnerstag Abend war ich wieder mit meinem Freund zusammen. Wir waren in der Tonhalle. Von dort weg gingen wir wieder ins Opéra.» Sie blieben wieder eine Stunde, bevor sie das Hotel verliessen, tranken sie im Hotelrestaurant noch ein Bier. Dann nahm er den Nachtzug nach St. Gallen.<sup>107</sup>

Die unterschiedlichen finanziellen Möglichkeiten der Kundschaft sowie deren Geschmack in kulturellen Dingen führten dazu, dass eine breite Palette von Unterhaltungsetablissemments für das vergnügliche Vorspiel zum Bettbesuch in Frage kam. Die Bandbreite reichte vom Baur au Lac, wo man – unter Aufwendung grösster Vorsicht – aufs Zimmer serviert wurde, bis zum bescheideneren Wienercafé, statt ins Corso ging man auch in den Kinomatographen<sup>108</sup>. Trotz der äussern Unterschiede belegen diese Beispiele, dass es



in Zürich eine Kundschaft gab, die nicht nur sexuelle Leistungen suchte, sondern eine Stimulierung der Gefühle wünschte, eventuell sogar auf Zuneigung hoffte und einen Anschein von Verführung ersehnte. Daraus erwachsen ganz spezifische Ansprüche an die Prostituierten. Diese mussten unterhalten, plaudern können und mussten gefällig sein. Obwohl ein Kunde bereits eine Konsumation in einem Automatencafé und einen Eintritt ins Uraniatheater investiert hatte, trennte er sich wieder von einer Prostituierten, «weil er sie nicht sympathisch findet», oder ein anderer verzichtet auf den Verkehr, weil «es ihm nicht passt»<sup>109</sup>. Serielle Abfertigung wie im Bordell oder beim billigen Strassenstrich, wo ein Zuhälter für hohe Produktion sorgte, musste diese Kategorie Kunden abstossen. Der durchaus einfühlsame Wunsch, «einen Abend mit einem Mädchen am Arm, statt allein zu verbringen» oder die «Stimmung, mit einem Mädchen zu plaudern, zu schäkern» drängte den Mann der Jahrhundertwende in den Bereich der Prostitution<sup>110</sup>.

Am nächsten kamen solchen Wünschen die in Zürich «kleine Spatzen» genannten jungen Frauen, die ihre Verhältnisse hatten und von «ihrem Verhältnis» ausgehalten wurden. Sie waren in einem gewissen Sinne Prostituierte, namentlich, wenn «die Verhältnisse sich ablösen und sich eins ans andere reiht»<sup>111</sup>. Von einem solchen «Verhältnis» erwartete der Mann Emotionalität und Intimität, ferner sollte es ihm eine gewisse Häuslichkeit und Betulichkeit bieten.

*«Am Sonntag hatte ich wirklich noch Sehnsucht nach Dir und hoffe, dass Du das nächst Mal länger bleiben wirst . . . Am liebsten würde er das ganze Wochenende mit ihr verbringen. Wir würden in meiner Bude essen . . . Ich freue mich jetzt schon auf die schönen Stunden, die ewig und ohne Ende sein sollten.»*<sup>112</sup>

*«Ich lag mit einer dummen Erkältung im Nest – ganz allein, denk doch, wie viel netter es zu zweit mit Dir gewesen wäre.»*<sup>113</sup>

Diese Männer schienen sich gar der Illusion hingeben zu können, sie hätten einen (zeitweiligen) Ersatz für die Ehe gefunden, denn ein solches Verhältnis schien sich am bürgerlichen Liebes- und Eheideal zu orientieren.

Einzelne Bemerkungen in den Briefen der Kunden deuten darauf hin, dass sie Erotik, Verführung und Sensationen suchten, ihre Frustrationen, die aus dem affektiven Klima der bürgerlichen Gesellschaft resultierten, waren mit rein genitalen Episoden nicht zu lösen. Gerne hätten die Männer vergessen, dass die betreffenden Frauen nicht aus freien Stücken handelten, denn sie hatten eine Abscheu gegen alles zu Professionelle. Die Frauen, die sich auf diesem Markt anboten, waren zwar echte Berufsprostituierte, die ihr Geschäft nicht nur in Zürich, sondern im Turnus in verschiedenen

süddeutschen und österreichischen Städten ausübten<sup>114</sup>, aber sie schienen sich bewusst zu sein, dass sie selektiv und nicht auf Fischfang aus sein mussten: «Nur an einem Tag ging ich mit zwei Herren, sonst hatte ich nur einen Herrn an demselben Tag»<sup>115</sup>. Als Vergleichswert dazu die Cigareusen, die an Wochentagen fünf bis sechs, an Wochenenden bis zu neun Herren im Maximum bedienten, oder ein Bordell, wo an Wochenenden zehn bis zwölf Herren «abgefertigt» wurden<sup>116</sup>. In diesem Zusammenhang scheint mir auch bezeichnend, dass die Prostituierten nicht das Wort «bezahlen» brauchten, sondern «schenken». Spezielle Leistungen musste aber auch bezahlt werden: In den Polizeiprotokollen fanden sich einige Preisangaben. 1905 kostete eine im Corso kontaktierte Frau Fr. 10.– bis Fr. 15.–, ebensoviel zahlte ein Kunde 1906 im Corso, wobei im *Chambre séparée* noch Sekt konsumiert wurde. Eine andere Prostituierte verlangte 1907 zwischen Fr. 5.– und Fr. 10.–, erhöhte aber ihre Preise im folgenden Jahr auf 10.– bis Fr. 15.–, sie verkehrte im Bristol, Royal, im National und im Schiff. Die obere Grenze lag 1910 bei Fr. 20.–. Eine Prostituierte bezeichnete einen «Herrn, der mir Fr. 20.– schenkte» als «guten Freier». Ebenfalls 1910 mussten Offiziere im Corso der M. B. Fr. 15.– bezahlen<sup>117</sup>. Daneben gab es noch Extra-Preise für sexuelle Spezialitäten. Eine Prostituierte, die «prinzipiell nur auf perverse Art arbeitet», gab zu Protokoll:

*«Von Herren erhielt ich nie unter Fr. 20.–, . . . hatte ich Glück, so verdiente ich bis Fr. 60.–. Ich wundere mich, wie hier mehr wie im Deutschen das heisst die meisten Perversitäten verlangten.»*<sup>118</sup>

Zu den oben erwähnten Preisen kamen noch Kosten für Konsumation wie Getränke, allenfalls Essen, dann Eintrittsbillette für die Vergnügungsetablissemments<sup>119</sup>, unter Umständen Fahrtspesen und Hotelrechnungen. Etwas billiger wurde es, wenn man die Absteige der betreffenden Prostituierten benutzte. Addiert man diese Kosten, so wird klar, dass diese Frauen nur für «bessere Herren» käuflich waren.

*«Alle mit denen ich in Zürich ‚verkehrte‘, waren verheiratet, es waren alles bessere Herren, sonst hätten sie nicht soviel bezahlen können.»*<sup>120</sup>

So sind dann die Berufe der vier am besten zahlenden Männer (im Schnitt Fr. 20.–), die sich in den Quellen erfassen liessen: Fabrikant, Kaufmann und ein Doktor aus Frankfurt, sowie ein Schafhändler. Man muss sich bewusst sein, dass es sich hier um «Spitzenlöhne» für Prostituierte handelte, und dass es billigere Angebote gab, die sich am unteren Ende der Preisskala im Bereich von Fr. 5.– bis Fr. 7.– bewegten. Allenfalls kam noch Bier oder ½ l Rotwein dazu, Tingeltangelvorstellungen waren meist gratis<sup>121</sup>.

Diese Preisskala spiegelt Einkommen und Herkommen der diesen Prostitutionsmarkt aufsuchenden Männer. In den Vernehmungsprotokollen, die den ausgewerteten Ausweisungsakten beigelegt wurden, wurden teilweise auch die Kunden erwähnt. Dies geschah allerdings sehr uneinheitlich, je nach diensttuendem Polizisten, wurde der Kunde gar nicht erfasst (zum Teil verboten sich resolut auftretende Männer jegliche polizeiliche Einvernahme), bloss Name und Vorname notiert oder dann auch Beruf und Wohnort protokolliert. Auf diese Weise konnten, verteilt auf die Jahre 1900, 1905, 1910 und 1911 gesamthaft 123 Freier mit Berufsangaben quellenmässig festgemacht werden. Global kann man aufgrund der Berufsverteilung diese Männer mittelständischen und kleinbürgerlichen Schichten zuordnen. Eine differenziertere Betrachtung – von einer statistischen Auswertung kann wegen der Bruchstückhaftigkeit der Angaben nicht die Rede sein – zeigt, dass ein Teil der Männer dem Bildungsbürgertum zuzuordnen ist, was auch nicht überrascht, gelten sie doch als die typischen Opfer der bürgerlichen Sexualmoral. Die weitaus grösste Gruppe umfasst jene Männer, die einen Beruf aus dem kaufmännischen Bereich angaben, nämlich Kaufmann (32), Reisend (14), Commis (4), weiter Beamte (3). Die übrigen Freier verteilten sich auf die verschiedensten Berufe, die dem Kleinbürgertum zugeordnet werden können.

Der Charakter der Nachfrage reflektiert die gesellschaftlichen Veränderungen, welche mit der wirtschaftlichen Entwicklung in der Belle Epoque einhergingen. In dieser Phase profitierten gewisse Schichten des Bürgertums von einem raschen Wachstum ihres Reichtums, dies traf besonders für selbständig erwerbende Gruppen der Kaufleute, Händler, Bankiers zu, aber auch für gewisse Angestellte in leitenden Positionen. In diesem Milieu veränderten sich die Konsumgewohnheiten, ein weiteres wichtiges Merkmal war ferner eine hohe Mobilität von Berufes wegen. In ihren sexuellen Entfaltungsmöglichkeiten waren die Angehörigen dieser Gruppe sehr eingeschränkt durch Ehen, die von Statuserwägungen diktiert waren, aber auch durch Verhaltenserwartungen der bürgerlichen Frau.

Als Repräsentanten dieser Gruppe liessen sich über die einschlägigen Adressbücher der Stadt Zürich Inhaber und Teilhaber von Firmen im Getreide- und im Tuch- und Wollstoffhandel, ein Zigarren-Importeur und -Exporteur sowie leitende Angestellte der Vereinigten Mühlen und einer Asbestschiefergesellschaft eruieren. Es ist anzunehmen, dass auch von den auswärtigen Kaufleuten einzelne dieser Schicht zuzuordnen sind. Aus diesem Milieu rekrutieren sich diejenigen Kunden, die für aussereheliche Eskapaden hohe Beträge aufwenden konnten.

Ferner lässt sich auch ein Anwachsen des Anteils öffentlicher und staatlicher Angestellten feststellen: diese Gruppe erlebte im Gefolge der intensiven wirtschaftlichen Entwicklung ein starkes Wachstum. Während sie als soziale Gruppe in der Schweiz 1880 noch eher marginal war, hatte sie sich bereits vor 1914 zu einer wichtigen Sozialgruppe entwickelt<sup>122</sup>. Es handelte sich dabei um eine Kategorie nicht besonders begüterter Individuen. Sie bezogen zwar Löhne, die es ihnen erlaubten, sich von der proletarischen Lebensgestaltung abzuheben, die aber nicht ausreichten, um bürgerlich zu leben.

Bei aller Unterschiedlichkeit ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lage war dieser in sich vielfältig gegliederten Schicht eine Orientierung nach oben gemeinsam. Auch in dieser Schicht verzögerte sich die Heirat, wodurch sich sexuelle Nöte in der langen Zeit des Ledigseins einstellten<sup>123</sup>. Bezüglich Geschmack, Kultur, Verhalten und Ambitionen orientierten sie sich am Bürgertum. Die aus kleinbürgerlichen Verhältnissen und im 20. Jahrhundert auch aus bessergestellten Arbeiterfamilien stammenden Angestellten übernahmen Haltung und Umgangsformen, Sprache und gepflegtes Verhalten, deren Vorbilder sie im Bürgertum fanden. Eine psychologisch sehr einfühlsame Beschreibung dieser Assimilation an die höheren Vorbilder findet sich in Kracauers «Die Angestellten».

*«Die Begegnung zwischen den Angestellten und den höheren Vorbildern vollziehen sich mit einer wunderbaren Selbstverständlichkeit. Oft genügt schon der absichtslose Anhauch gesellschaftlichen Lebens, um die schlummernden Kräfte zu wecken. Von solcher leichten Erregbarkeit zeugt unter anderem die Beobachtung eines Angestellten aus der Industrie. Wenn in irgendeiner Abteilung seines Betriebes auch nur ein paar Angestellte mit der Kundschaft verkehren müssten, färbe das elegante Benehmen der vorgeschobenen Posten sofort auf das übrige Personal ab . . .»<sup>124</sup>*

Für unsern Argumentationszusammenhang wichtig ist ferner, dass diese soziale Gruppe in die Stadt eingefügt war und sich an eine städtische Lebensweise gewöhnt hatte. Dazu gehören auch ein städtisches Kultur- und Konsumverhalten, wie zum Beispiel Ausgehen. In seinen «Erinnerungen aus der Jugendzeit 1868 bis 1890» berichtet A. Streuli wie die Schweizer Commis in Paris am sonntäglichen Unterhaltungsangebot teilnahmen.

*Neben Theater besuchten sie Museen, aber auch «dem damals in grosser Blüte gestandenen Moulin rouge, wo ein gewaltiger, durch spitzenreiche Unterkleider gekennzeichneter Tanzbetrieb herrschte, sowie dem Moulin de la Galette zuoberst auf dem Montmartre wurde etwa ein Besuch gemacht . . .»<sup>125</sup>.*

Auch in Zürich lockte der Zauber des Amüsierbetriebes diese Angestellten-Kategorien an, wenn auch nicht alle im gleichen Masse.

Mit ihrer Anlehnung an bürgerliche Verhaltensweisen, Erwartenshaltungen und Ansprüche manövrierte sich diese soziale Gruppe im Bereich der Sexualität und Erotik in eine diffizile Position. In dem Masse, indem sie das Modell der bürgerlichen Familie und deren Ansprüche an Intimität übernahm, wurde diese soziale Gruppe Gefangene und Opfer der bürgerlichen Frustrationen und Phantasien im sexuell-erotischen Bereich. Beispielfähig sollen hier ein Primarlehrer – 47 Jahre alt, eventuell verheiratet – aus dem luzernischen Rothenburg und ein bei seinen Eltern in Zürich lebender 30jähriger Commis erwähnt werden<sup>126</sup>; deren Aussagen vermitteln bei der Vernehmung durch die Polizei den Eindruck, sie seien unter grossen sexuellen Nöten fast ins Niederdorf geeilt, um sich Erleichterung zu verschaffen. Und in der Tat standen hier Prostituierte bereit, die als echte Profis über ein Berufskönnen verfügten, sich in der Gesellschaft bewegen konnten; kurz ein Prostitutionsangebot, das sich einer verbürgerlichten Nachfrage angepasst hatte.